

JÜDISCHE LESEHEFTE

UNTER MITWIRKUNG

DER REICHSVERTRETUNG DER DEUTSCHEN JUDEN

HERAUSGEGEBEN VON

STUDIENRAT DR. ADOLF LESCHNITZER

Aus Midrasch und Agada

HEFT 1

Den Sammlungen

Micha Josef bin Gorions entnommen
und von Rahel und Emanuel bin Gorion
neu erzählt

SCHOCKEN VERLAG · BERLIN 1934

U
LES

Aus Midrasch und Agada

Heft 1

Den Sammlungen

Micha Josef bin Gorions entnommen
und von Rahel und Emanuel bin Gorion
neu erzählt

X XIII / 47, 23 B

(22 Hefte)

2106

Schocken Verlag Berlin / 1934

U
LES
GERMANIA JUDAICA
Kölner Bibliothek
zur Geschichte des deutschen Judentums

Druck der Offizin Haag-Drugulin & Co. in Leipzig

62-253

Inhalt

	Seite
1. Sonne und Mond	5
2. Hund und Kage	6
3. Der Fuchs und der Leviathan	8
4. Noah und der Rabe	10
5. Wie Abraham Gott erkannt hat	11
6. Von der Sünde Sodoms	12
7. Der Stab Moses'	14
8. Moses und das Zicklein	16
9. Der Riese Og	17
10. Vom Nutzen der Spinne und der Hornisse	18
11. Das geliehene Ei	19
12. Der seltsame Rechtsfall	21
13. Der Mehlsack der Witwe	22
14. Der Feigen-Nathanael	24
15. Der Schlossherr als Bettler	24
16. Der zehnte Beter	28
17. Der ängstliche Gast	30

Bestellnummer 5001

Den Herren Prof. J. Elbogen, Dr. M. Spanier und J. Stern
sei für ihre Hilfe und ihren Rat herzlich gedankt

I. Sonne und Mond

Als Gott die Welt erschuf, machte er zwei große Himmelslichter, die Sonne und den Mond. Anfangs waren die beiden Gestirne einander vollkommen gleich: sie waren beide gleich groß und leuchteten beide gleich hell. Aber der Mond war unzufrieden und neidisch auf die Sonne, denn er konnte es nicht ertragen, daß außer ihm noch ein zweites Licht da war, das auch kein bißchen kleiner war als er selbst. Und der Mond sprach zu Gott: „Herr der Welt! Du bist der alleinige Beherrscher des Himmels und der Erde, du allein bist Schöpfer der Welt, und es gibt keinen Gott außer dir. Wie kommt es, daß du zwei Leuchten erschaffen hast, beide von gleicher Kraft und gleichem Umfang? Einer muß der Stärkere sein, der andere ihm dienen. Auch unter den Sternen kann doch nur einer König sein!“

Gott war betrübt, den Mond so sprechen zu hören; er suchte ihn zu belehren und sagte: „Wohl bin ich als Schöpfer allein, aber alles, was ich geschaffen habe, habe ich zwiefach geschaffen: ich schuf das Feuer und das Wasser, das Festland und das Meer, die Erde und den Himmel.“

Doch der Mond ließ sich nicht belehren und rechtete weiter mit Gott, indem er sprach: „Ja, aber das Wasser ist mächtiger als das Feuer, denn es verlöscht das Feuer; das Meer ist stärker als das Festland, denn es überflutet das Festland; der Himmel dehnt sich unendlich aus und überwölbt die Erde.“

Nunmehr wurde Gott zornig und sprach: „Du hast im Sinne, daß ich die Sonne kleiner mache, damit du von euch beiden der größere seist; aber für deinen Neid will ich dich strafen, ich werde dich zum kleineren Lichte machen, und auch dein Schein wird viel schwächer sein als der Schein der Sonne.“

Und Gott machte das Licht des Mondes sechzigmal schwächer als das Licht der Sonne.

2. Hund und Kage

Jedermann weiß, daß der Hund und die Kage einander nicht leiden können. Das war aber nicht immer so. Im Anfang, als es nur den einen Menschen Adam gab, waren beide gut Freund miteinander; sie lebten zusammen im wilden Wald, fern von dem Hause des Menschen, und was sie beide fingen, das teilten sie. Da kam ein Tag, ein zweiter und ein dritter, und sie fanden kein Futter. Der Hund sprach zu der Kage: „Wenn wir noch länger beisammen bleiben, verhungern wir beide. Wir wollen uns trennen, und jeder suche woanders Unterschlupf. Geh du zu Adam und bleib bei ihm wohnen; ich will bei den anderen Tieren mein Glück versuchen.“ Die Kage antwortete: „Du mußt mir aber schwören, daß du nicht auch dorthin kommst, wo ich bin; dafür will ich dir schwören, daß ich nicht dahin kommen werde, wo du bist.“ Und sie gaben sich darauf das Wort, niemals einem und demselben Herrn zu dienen, und gingen auseinander.

Also suchte die Kage die Wohnung des Menschen auf. Dort waren viele Mäuse, und Adam und Eva hatten sehr zu leiden. Die Kage fraß die naschhaften Mäuse auf, und die übrigen bekamen Angst und flohen. Adam und Eva waren der Kage dankbar, ließen sie bei sich wohnen und gaben ihr täglich zu essen und zu trinken.

Was tat unterdes der Hund? Er ging zum Wolf und sprach zu ihm: „Laß mich diese Nacht in deiner Höhle schlafen.“ In der Nacht aber hörte der wachsame Hund, wie andere Tiere sich an die Höhle heranschlichen; er weckte den Wolf, und der sagte ihm: „Steh du auf und vertreibe den Feind.“ Der Hund gehorchte, aber die fremden Tiere waren viel stärker als er, und beinahe hätten sie ihn totgebissen. Er flüchtete mit knapper Not in den Wald und konnte in die Wolfshöhle nicht mehr zurück.

Danach hat der Hund den Affen, er möchte ihn aufnehmen; der aber verspottete ihn und sagte: „Was wirst du mir schon groß helfen? Du kannst doch nicht klettern!“ Nun wandte sich der Hund zu dem Schaf, und dieses beherbergte ihn auch. In der Nacht hörte der Hund wieder die wilden Tiere in der Nähe, und wie es seine Art ist, begann er zu bellen. Da merkten die Raubtiere, daß hier ein Schaf wohnte; sie drangen in das Loch ein und zerrissen das arme Schaf. Der Hund war wieder entflohen, aber er wußte nun nicht mehr, wo er hingehen sollte; kein Tier gewährte ihm Obdach, und er fand keine Ruhe mehr. Da dachte der Hund bei sich: „Nun muß ich doch zu dem Menschen gehen, dorthin, wo die Kage ist.“ Und er tat so, und Adam nahm ihn auf und wies ihm ein Lager an. Um Mitternacht hörte der Hund, wie die bösen Tiere des Waldes das Haus des Menschen umkreisten; er bellte laut, der Mensch wachte auf, nahm einen Spieß und wehrte mit Hilfe des Hundes die Feinde ab. Nun sprach der Mensch zu dem Hunde: „Du bist ein guter Wächter, ich kann dich gebrauchen. Du darfst bei mir wohnen bleiben, ich werde dich füttern.“

Als aber am Morgen die Kage den Hund erblickte, wurde sie zornig und sprach: „Hast du mir nicht geschworen, niemals dorthin zu kommen, wo ich bin? Du hast den Eid gebrochen!“ Der Hund schämte sich und erzählte ihr, wie schlecht es ihm draußen, im Walde und auf dem Felde, ergangen war. Die Kage aber wollte von nichts hören. Da versuchte Adam, zwischen den beiden Frieden zu stiften, und sagte: „Ihr seid mir beide nützlich, und mein Haus hat Raum für euch zwei; also solltet ihr euch vertragen.“ Aber die Kage blieb trotzig und sprach: „Der Hund ist ein Lügner und Dieb; ich will mit ihm keine Gemeinschaft haben.“ Also entschloß sich der Mensch und gab den Hund seinem Sohne Seth mit, der sich eine eigene Hütte baute; er selbst behielt die Kage.

Seit jener Zeit sind Rabe und Hund einander feind und raufen miteinander, wo sie sich treffen.

3. Der Fuchs und der Leviathan

Auch die Fische im Wasser haben ihren König, das ist der Leviathan, der mächtige Meeresdrache. Alle Tiere im Meere sind des Leviathans Speise, selbst der Walfisch hat Angst, von ihm verschlungen zu werden, und versucht zu fliehen, aber wo er auch hinschwimmt, er gerät immer wieder in Leviathans Maul.

Eines Tages verlangte Leviathan von Gott, er möge ihm von jeder Art der Tiere des Festlandes ein Geschöpf geben, daß es im Wasser lebe; denn er wollte in seinem Reiche Herrscher über alle Tiere sein, die es gibt. Da befahl Gott dem Engel des Todes, von jeder Art Wesen, die auf der Erde leben, eines zu greifen und ins Wasser zu werfen. Das tat der Todesengel. Als er aber zum Fuchs kam, fand er den traurig und heulend vor. Er fragte ihn nach dem Grunde, und da log der Fuchs und sagte: „Ich weine um meinen Bruder, den du ins Wasser geworfen hast.“ „So, sollte ich dem Leviathan schon einen Fuchs gegeben haben?“ sprach der Engel und führte den Fuchs mit sich an den Strand. Da stellte sich der Fuchs so hin, daß seine ganze Gestalt als Spiegelbild im Wasser zu sehen war, und der Engel ließ sich täuschen und glaubte, im Wasser wäre schon ein Fuchs. So hatte der Fuchs den Todesengel betrogen und war entronnen. Er traf unterwegs das Wiesel und gab ihm den Rat, das gleiche zu tun. Und auch dem Wiesel gelang es, sich zu retten.

Nach Jahresfrist versammelte Leviathan alle Meeresbewohner um sich, sah sich jedes Wesen an und bemerkte, daß Fuchs und Wiesel fehlten. Er fragte nach diesen Tieren, und man antwortete ihm: „Der Fuchs ist doch das klügste Geschöpf, das es auf

dem Lande gibt; er hat wohl eine List gebraucht, um die Erde nicht verlassen zu müssen.“ „So“, sprach Leviathan, „ist der Fuchs so klug? Dann will ich ihn gerade hier haben und will sein Herz verspeisen, damit ich auch seine Weisheit in mich aufnehmen kann.“

Einige von den großen Fischen wurden ausgesandt, den Fuchs zu holen. Sie trafen ihn am Ufer und sprachen zu ihm: „Wir kommen, um dir eine frohe Nachricht zu bringen; unser König Leviathan hat von deiner großen Klugheit gehört und will dich, da er jetzt alt ist und schwach, zu seinem Nachfolger machen. Zieh mit uns, und du wirst diese große Ehre erlangen.“ Der Fuchs fühlte sich geschmeichelt und willigte ein. Also nahm ihn der eine Fisch auf den Rücken, damit der Fuchs nicht ertrinke, und sie begaben sich auf das weite Meer.

Als aber der Fuchs weiter nichts sah als Wasser und Wellen, wurde ihm bange, und er begriff, daß er angeführt war. Er sprach zu den Fischen: „Jetzt, wo ich in eurer Gewalt bin, könnt ihr mir die Wahrheit sagen: was habt ihr mit mir vor?“ Die Fische antworteten: „Leviathan weiß, was für ein schlaues Tier du bist, und will dein Herz verzehren; denn er möchte, daß deine Weisheit in ihn übergehe.“ Da sprach der Fuchs: „Warum habt ihr mir das nicht gleich gesagt? Dann hätte ich mein Herz auch mitgenommen, denn ich schenke es dem Leviathan gerne.“ Die Fische wunderten sich über diese Worte, und der Fuchs fuhr fort: „Bei uns Füchsen ist es so, daß wir unser Herz, wenn wir es nicht brauchen, zu Hause lassen.“ Die Fische wußten nicht recht, was tun, und der Fuchs sprach weiter: „Das beste ist, ihr führt mich zurück an den Strand, damit ich mein Herz an mich nehme; doch wenn ihr mich so, wie ich jetzt bin, vor den Leviathan bringt, wird er sehr böse über euch werden; mir wird er nichts tun, denn ich werde ihm sagen, daß ihr mir seinen Auftrag nicht getreu ausgerichtet habt.“ Also machten die Fische

wieder kehrt, schwammen mit dem Fuchs ans Ufer und setzten ihn dort ab. Kaum fühlte der Fuchs wieder festen Boden unter den Füßen, da hüpfte und sprang er herum, wedelte mit dem Schweif und gebärdete sich wie toll vor Freude.

Die Fische riefen: „Beile dich und hole dein Herz! Wir müssen schnell zu Leviathan zurück.“ Da lachte der Fuchs und sprach: „Ihr Narren! Ist euch schon einmal ein Geschöpf begegnet, das herumliefe ohne sein Herz? Das habe ich mir doch nur ausgedacht, um mein Leben zu retten.“ Die Fische fühlten sich gesoppt; sie hatten Angst, zu ihrem König zurückzukehren, blieben noch lange am Ufer und glogten den Fuchs an, bis der ihnen zurief: „Ihr wundert euch wohl und zürnt mir, aber es geschieht euch nur recht. Warum sollte ich euch verschonen, ihr dummes Fischvolk, hab ich doch sogar den Todesengel zu täuschen verstanden!“

4. Noah und der Rabe

Als Noah in die Arche ging, um die Sintflut zu überstehen, nahm er von den reinen Tieren je sieben mit hinein, von den unreinen Tieren je zwei. Die Sintflut kam und währte vierzig Tage; alles ging unter und verdarb, nur die Arche schwamm über dem Wasser, und was drin war, blieb erhalten. Als aber die Flut sich zu verlaufen begann, die Berggipfel zuerst frei wurden vom Wasser und Noahs Kasten auf der Spitze des Gebirges Ararat stehenblieb, öffnete Noah das Fenster und wollte einen Vogel ausfliegen lassen, damit der erkunde, wie es in der Welt draußen aussehe, und ob der Mensch bald daran denken könne auszustiegen und die Erde zu betreten. Er wählte hierfür den Rabe, denn der Rabe wird unter die unreinen Tiere gerechnet, und Noah dachte: „Wenn der umkommt, ist es auch nicht schade.“ Aber der Rabe sagte: „Härtherziger Mensch!

Von so vielen Vögeln hast du je sieben bei dir, nimm doch lieber einen von diesen! Wenn ich ausfliege und zugrunde gehe, weil noch kein Baum da ist, an dem ich mich halten kann – wird da nicht ein Geschöpf in der Welt fehlen?“ Darauf antwortete Noah: „Du bist in Wahrheit ein unnützer Vogel, wozu braucht man denn einen Raben? Ist er ja weder als Speise zu genießen, noch nimmt ihn der Priester als Opfertier an.“ Aber in diesem Augenblick sprach Gott zu Noah: „Rede nicht so! Dereinst wird die Welt noch des Raben bedürfen! Einen Propheten werde ich in Israel aufkommen lassen, der heißt Elia der Thibiter; er wird viele Wunder tun, aber man wird ihn auch verfolgen, und er wird sich verbergen müssen, und da werden die Raben ihn speisen und ihm Brot und Fleisch bringen am Morgen und am Abend.“

Als aber noch vierzig Tage vergangen waren, öffnete Noah das Fenster und sandte nun den Rabe aus. Dieser flog immer wieder hin und her, bis das Wasser von der Erde gänzlich aufgesogen war. Er blieb am Leben, brachte aber keine Nachricht. Da schickte Noah eine Taube aus; die ist ein reines Tier, von denen er je sieben in seiner Arche hatte. Die Taube hat ihm dann auch das Ölblatt gebracht, und daran erkannte Noah, daß die Sintflut aufgehört hatte und die Bäume neue Blätter trieben.

5. Wie Abraham Gott erkannt hat

Der Erzwater Abraham war der erste Mensch, der den einen, wahren Gott erkannt hat. Er lebte in Babylonien, wo die Menschen Götzenbilder anbeteten, von Künstlern geschnitzte Bildwerke mit menschlichen Zügen, auch gegossene Figuren aus Silber und Gold. Abraham begriff, daß man zu einem solchen Götzen nicht beten kann, denn der hört und sieht nicht. Aber noch wußte er nichts von Gott.

Im Anfang glaubte er, die Erde sei es, die alles selber schaffe und aus sich herausbringe; er sah die Pflanzen aus der Erde kommen, die Bäume wachsen Jahr um Jahr, die Äcker immer frisch mit Gras, Kraut und Getreide sich bedecken. Aber bald erkannte er: die Erde braucht den Regen, um fruchtbar zu sein. Wenn der Himmel sich nicht aufthut und die Erde tränkt, kann kein Halm auf ihr wachsen und keine Blume gedeihen. Da sprach er bei sich: „Ich muß Gott da oben suchen!“

Danach glaubte er, es sei die Sonne, zu der man beten müsse, denn die Wärme, die sie spendet, erhält alles am Leben, und das Licht, das sie gibt, macht die Welt unseren Augen sichtbar. Aber er sah die Sonne untergehen und ganz verschwinden, und da begriff er, daß sie nicht allmächtig ist. An ihrer Stelle erschienen am Himmel der Mond und die Sterne, und er glaubte eine Weile, diese seien die Herren der Sonne, und zu ihnen müsse man beten. Aber der Morgenstern ging auf, der Mond und die andern Sterne verließen die Himmelsbahn. Abraham sprach bei sich: „Auch diese Lichter sind nicht stets am Himmel, also sind sie nicht die Gebieter der Welt.“

Und Abraham begriff, daß es einen geben müsse, dem Erde und Himmel, Sonne, Mond und Sterne unterworfen sind, auf dessen Geheiß und Befehl Tag und Nacht kommen, Sommer und Winter, Hitze und Frost, Regen und Sonnenschein – der die Tiere allesamt erschaffen hat und den Menschen, der die Ordnung im Weltreich gestiftet und die ewigen Gesetze gegeben hat.

6. Von der Sünde Sodoms

Sodom, die Stadt, in der Abrahams Brudersohn Lot sich niedergelassen hatte, war ein böser, grausamer Ort. Die Einwohner nahmen keinen Fremden auf, reicheten keinem Armen ein Almosen und erbarmten sich der Kranken und Schwachen nicht.

Zeigten sie sich gegen jemand freundlich, so geschah das nur zum Schein, und sie wollten ihn nur belügen und betrügen.

Eines Tages kam ein Mann aus dem Lande Elam durch Sodom gezogen und mußte hier über Nacht bleiben; er ritt auf einem Esel und führte einen schönen bunten Teppich mit, der war babylonische Arbeit und im Lande Kanaan eine Seltenheit und Kostbarkeit. Der Teppich war mit einer feinen Schnur an den Rücken des Esels gebunden. Der Mann kannte die Sitten der Leute zu Sodom nicht und klopfte an die erste Thür, die sich ihm bot; der Hausherr war aber ein Bösewicht und Erzbetrüger, und als er den Mann sah, kam ihm ein übler Gedanke in den Sinn. Er nahm dem Elamiter den Teppich ab und verwahrte ihn wohl, führte den Esel in den Stall und gab ihm Stroh und Futter und wies dem Fremden ein Nachtlager an.

Am nächsten Tag überredete er den Mann, noch weiter bei ihm zu bleiben, und der Fremde ging darauf ein. Als der Elamiter am dritten Tage aufbrechen wollte, bat er ihn wieder, noch einen Tag zuzugeben. Am Morgen des vierten Tages wollte der Elamiter sich nicht mehr überreden lassen. Der Sodomiter führte ihm auch den Esel heraus und meinte, nun könne er ziehen. Da erinnerte ihn der Gast an seinen Teppich und an die Schnur. Der Sodomiter sagte: „Wodon sprichst du da?“ Der Fremde erwiderte: „Ich meine den bunten babylonischen Teppich, den ich mit hatte, als ich zu dir kam, und die Schnur, mit der er zusammengebunden war.“

Da sagte der Bösewicht: „Du scheinst einen Traum gehabt zu haben, den will ich dir aber gern erklären: Die bunte Decke, die du sahst, und die in allerlei Farben schillerte, die bedeutet, daß du einen Garten besitzen und allerlei Fruchtbäume darin pflanzen wirst. Die Schnur aber, die du geschaut hast, besagt, daß dein Leben lang sein wird auf Erden, wie eine Schnur lang ist.“ Der Gast antwortete und sprach: „O nein, mein Herr, ich war

wach, als ich dir die Schnur gab und den Teppich, in herrlichen Farben gewirkt, und du nahmst die Sachen in deine Hand, um sie zu verwahren.“ Der Betrüger aber sagte: „Ich kann dir nur die Deutung des Traumes wiederholen, wie du sie von mir gehört hast, und dir Glück wünschen zu deinem Garten und zu dem langen Leben, das vor dir ist. Und nun höre: die Leute hierzulande geben mir vier Silberlinge, wenn ich ihnen einen Traum deute; von dir will ich aber nur drei Silberlinge dafür haben.“

Da ergrimmete der Fremdling über die Rede; er erhob ein großes Jammergeschrei und wollte ihn verklagen. Sie kamen vor den Richter, und der Elamiter erzählte, was ihm geschehen war. Aber der Sodomiter sprach dagegen und sagte: „Nicht so trug es sich zu, sondern so, wie ich es erzähle.“ Da sagte der Richter: „Mein Mitbürger ist im Recht, und er ist im weiten Umkreis dafür bekannt, daß er am besten Träume zu deuten versteht.“ Als der Elamiter dem zu widersprechen wagte, wurde entschieden, er müsse die vollen vier Silberlinge für die Deutung des Traumes bezahlen und noch dazu die Kosten für die vier Tage Unterkunft, die er im Hause des Sodomiters genossen hatte.

Betrübt und an allen Gliedern zitternd, unglücklich über den Verlust des schönen Teppichs und über die Schmach, die ihm angetan worden war, verließ der unschuldige Elamiter das Haus des Richters, setzte sich auf seinen Esel und ritt davon. Die Leute in der Stadt beschimpften ihn noch, nannten ihn einen Lügner und Betrüger und warfen ihm Steine nach.

Das Ende von Sodom war aber, daß ein Schwefel- und Feuerregen vom Himmel herabkam und die Stadt zerstörte.

7. Der Stab

Im Garten des Midianiters Jethro steckte auf einem freien Platz ein Stab in der Erde, der war aus einem anderen Holze,

als man in dem Lande kannte. Wie ein Wanderstecken sah er aus, aber so frisch und grün, als wäre er eben zurechtgeschnitten; er schien künstlich gemacht zu sein und saß doch so fest, als hätte er tief in der Erde Wurzeln geschlagen.

Der Stab war aber so alt wie das menschliche Geschlecht und stammte noch aus dem Paradiese. Als Adam aus dem Garten Eden vertrieben wurde, nahm er diesen Stab in die Hand und riß mit ihm die ersten Erdfurchen auf, da er den Acker bauen sollte. Adam gab ihn seinem Sohne Seth, und von dem gelangte der Stab, immer vom Vater auf den Sohn, bis zu Noah, und alle hielten ihn hoch in Ehren, denn es war ein wunderthätiger Stab. Noah nahm den Stab in die Arche mit, und so überstand er die Sintflut. Der Stab kam nun an Sem und ging weiter von Geschlecht zu Geschlecht, bis ihn Abraham erhielt; der gab ihn Isaak, und Isaak gab ihn Jakob. Der Stab wurde Jakob zum Wanderstab; er hatte ihn mit, als er über den Jordan zog und nach Charan ging, und ebenso, als er wiederkehrte und in Sichem und danach in Bethel sein Zelt aufschlug. In Aegypten schenkte er den Stab seinem Sohne Joseph, und der behielt ihn zeit seines Lebens. Aber nach Josephs Tode verteilten die Fürsten Aegyptens seinen ganzen Besitz, und da kam der Stab an den Midianiter Jethro, der ihn in seinen Garten steckte.

Alle Männer in der Gegend versuchten um die Wette, den Stab herauszuziehen, doch keinem wollte es gelingen. Und Jethro hatte dem Helden, der es fertig brächte, seine Tochter Zippora zur Gemahlin versprochen.

Da kam Moses aus Aegypten nach Midian und blieb bei Jethro wohnen; er sah den herrlichen Stab und begriff, daß das ein göttliches Werkzeug war. Er faßte ihn an und riß ihn aus der Erde, so leicht, wie man einen Strauch herausreißt. Da gab Jethro dem Moses seine Tochter Zippora zum Weibe.

Und Moses behielt den Stab. Mit diesem Stabe vollbrachte er seine vielen Wundertaten. Er ließ den Stab zur Schlange werden und die Schlange wieder zum Stabe, damit das Volk Israel sähe, daß er sein Befreier aus der ägyptischen Knechtschaft sei. Als das Volk in der Wüste vor Durst verschmachtete, schlug Moses mit dem Stab an den Felsen, und Wasser strömte heraus. Aber das Größte, was Moses mit dem Stabe vollbrachte, war die Spaltung des Roten Meeres; Moses schwang den Stab, das Wasser teilte sich in der Mitte, zwei Wasserwände bildeten sich zu beiden Seiten, der Grund wurde sichtbar, und Israel schritt trockenen Fußes hinüber.

8. Moses und das Zicklein

Moses lebte eine Zeit bei Jethro im Lande Midian, und Zippora, Jethros Tochter, war sein Weib geworden. Jethro hatte große Herden von Schafen und Ziegen, und Moses weidete sie am Rande der Wüste. Es war eine wasserarme Gegend; die Tiere wurden immer am Morgen und Abend getränkt, an dem Brunnen im Hofe Jethros.

Eines Tages, als Moses die Tiere auf der Weide hatte, entlief ihm ein Zicklein. Moses hatte Angst, es würde ihm verlorengehen, und eilte ihm nach. Er fand es aber an einem Wiesenschbach wieder und sah, wie es sich über das Bächlein beugte und Wasser trank. Da sagte Moses zu dem Tierchen: „Ich wußte nicht, daß du davongesprungen bist, weil du durstig warst. Du sollst nun nicht mehr zurücklaufen müssen, ich werde dich tragen.“ Und er nahm das Zicklein auf seine Schultern und trug es wie ein Kind zurück zu seiner Herde.

Da sah Gott, was für ein liebevoller Hirte Moses den Tieren war. Und er sprach zu ihm: „Weil du so barmherzig bist und mitleidig gegen das Vieh, so wirst du auch Menschen zu leiten

wissen. Ich werde dir eine andre Herde zu weiden geben: das Volk Israel, das du aus der ägyptischen Knechtschaft führen und in allem lenken sollst.“

9. Der Riese Og

Als Moses die Kinder Israel aus der Wüste geführt hatte, gelangte er in das Gebiet östlich des Jordans. Er schlug im Kampfe Sichon, den König der Amoriter, und nahm sein Land ein; danach stieß er auf das Reich Baschan, dessen König der Riese Og war.

Og war als einziger übriggeblieben von den Riesen, die es in der Welt gab, bevor die Sintflut kam; alle seine Brüder ertranken damals in den Wassern der Flut, aber er hielt sich an der Arche Noahs fest und schwang sich auf das Dach des Kasten, wo er sitzen blieb. Durch eine Öffnung in der Arche reichte Noah ihm Speise. So blieb Og am Leben.

In den Tagen Abrahams waren die Menschen auch noch an Wuchs größer, als sie heute sind. Und unser Vater Abraham war besonders groß gewachsen. Aber der Riese Og konnte ihn in seiner hohlen Hand halten. Eines Tages verlor Og einen Backenzahn. Da machte sich Abraham daraus einen Sessel, in dem er saß und schlief.

Og sah die Kinder Israel unter Moses' Führung ausziehen gegen sein Reich. Da sprach er bei sich: „Das Lager Israels wird drei Meilen messen; ich reiße einen Berg aus, der drei Meilen hoch ist, und werfe ihn über sie; so sind sie alle mit einem Male zerschmettert.“ Und wirklich riß er einen solchen Berg aus der Erde und tat ihn auf sein Haupt, um ihn danach auf die Israeliten zu schleudern. In diesem Berge aber lebten viele Ameisenvölker, und die wühlten und bohrten geschwind in ihm herum, bis in der Mitte ein großes Loch entstand, so breit wie Ogs

Haupt. Der Felsblock fiel von selbst auf Dgs Schultern herab und war wie ein Mühlstein, der des Riesen Hals umschloß. Nun wollte Dg die schreckliche Halskrause wieder zurück über den Kopf streifen, wie man ein Hemd auszieht; aber da wuchsen ihm die Vorderzähne mit großer Schnelligkeit aus dem Munde heraus, wurden länger als Elefantenhauer und hielten den Stein fest.

Da überlegte Moses, wie er den Dg töten könnte. Er war zehn Ellen groß, aber neben dem Riesen erschien er winzig klein. Moses machte sich eine Art, deren Stiel war zehn Ellen lang. Mit dieser Waffe in der Hand sprang er zehn Ellen hoch; so erreichte er den Knöchel Dgs und zerhieb ihn. Der Riese fiel um und war tot.

10. Vom Nutzen der Spinne und der Hornisse

Als König David noch nicht König war, wurde er von Saul als Feind betrachtet und bitter verfolgt. So mußte er oft von einem Orte zum andern fliehen, um sein Leben zu retten. Auf diesen Wanderungen aber beobachtete er die Natur und alles, was in der Welt vorgeht, und lernte die verschiedenen Tiere und Insekten kennen. Nur die Spinne und die Hornisse konnte er nicht leiden und fragte sich immer wieder, wozu es diese unnützen Kerbtiere gäbe.

Eines Tages war Saul mit seinem Feldhauptmann Abner ausgezogen, David zu suchen; unterwegs wurden sie müde, sie machten halt und schliefen ein. David aber war in der Nähe und hatte sie gesehen, und da sie schliefen, schlich er sich leise heran; denn er wollte den Wasserkrug Sauls, der neben dem König stand, heimlich an sich nehmen zum Zeichen, daß er dazugewesen sei, dem Herrscher aber kein Leid zugefügt habe. Vor Saul nun lag Abner und hatte im Schlafe die Knie hochgezogen. David schob sich mit dem Körper unter den Beinen des

Feldhauptmanns durch und langte nach dem Krüge. Plötzlich aber fühlte er sich wie von zwei schweren Säulen erdrückt: Abner hatte unwillkürlich, wie es im Schlafe geschieht, die Beine wieder ausgestreckt, und er war ein sehr starker Mann und von großem Gewicht. Da sich David in dieser Not befand und nicht vorwärts und rückwärts konnte, Angst hatte zu ersticken oder entdeckt zu werden, da kam eine Hornisse und stach Abner in den Fuß. Im Schmerze zog der Feldhauptmann die Knie wieder an, David glitt heraus und war gerettet.

Ein andres Mal waren Saul und seine Leute wieder hinter David her. Da schlüpfte der Verfolgte in eine Höhle, die sich ihm im Gebirge bot. Er hörte Saul und die Feinde immer näher und näher kommen und hatte große Furcht, daß sie ihn finden würden. In diesem Augenblick wob eine Spinne ein Netz über den Eingang zur Höhle. Als Saul nun herantrat und eindringen wollte, bemerkte er das Spinnengewebe und sprach: „Hier drinnen kann er nicht sein, er hätte ja sonst das zarte Gespinnst zerrissen.“ Saul entfernte sich wieder, und dem David war nichts geschehen. Er wußte aber nun, daß kein Geschöpf unnütz ist in der Welt, auch nicht die Hornisse und die Spinne.

11. Das geliehene Ei

König David hatte viele Edelknaben, die pflegten in seinem Schloß gemeinsam an einer Tafel zu speisen. Eines Tages erhielten sie hartgekochte Eier vorgesetzt. Einer der Jünglinge, der großen Hunger hatte, konnte es nicht erwarten, bis alle beisammen waren, und aß seinen Anteil vorher auf. Als die andern zu essen begannen, hatte er nichts mehr auf seinem Teller und schämte sich. Da sagte er zu seinem Nebenmann: „Borge mir eins von deinen Eiern.“ Der Kamerad antwortete: „Gerne, aber du mußt mir versprechen, daß du es mir wiedergibst, wenn

ich es einmal von dir verlange; auch mußt du mir dann alles bezahlen, was man von einem Ei im Laufe der Zeit für Gewinn ziehen kann.“ Das sagte der Knabe ihm zu und erhielt sein Ei. Drei Jahre später – der Jüngling hatte die Geschichte ganz vergessen – erinnerte ihn der Freund an die Schuld. „Richtig“, sagte er, „ich gebe dir das Ei sofort wieder.“ „Damit ist es nicht getan“, antwortete ihm sein Genosse; „ich sagte dir damals, daß ich den vollen Ertrag verlange, und in den drei Jahren hätte ich von dem Ei vielfachen Nutzen gehabt. Aus dem Ei wird ein Küchlein, und nach einem Jahre ist es ein Huhn geworden, das selber Eier legt; das Huhn bringt im zweiten Jahre achtzehn Küchlein, im dritten Jahr bringt jedes dieser achtzehn je achtzehn neue Hühnchen. Also rechne dir aus, was du mir schuldig bist.“ Da war der Jüngling sehr unglücklich, denn so viel Geld hatte er nicht. Sein Gegner brachte die Sache vor den Richter, und der entschied, daß der Knappe, der das Ei geliehen hatte, seinem Freunde achtzehn zweijährige Hennen, dreihundertvierundzwanzig einjährige Hühner und viele tausend Eier zu ersetzen habe.

Der Jüngling weinte, als er von dem Richter ging; er hatte niemand, der ihm helfen konnte. Da begegnete ihm der Sohn des Königs, der junge Prinz Salomo. Dieser sprach ihn an und fragte: „Warum bist du so betrübt?“ Der Knabe erzählte dem Königssohn die ganze Begebenheit und sprach: „Nun hat auch der Richter mich verurteilt, und alles ist verloren.“ Da sagte Salomo: „Ich will dir einen Rat geben. Geh an einen Acker, der an der Heerstraße liegt, nimm ein Maß gekochter Bohnen mit und stecke sie in die Erde. Wenn dich jemand fragt, was du da tust, so sage: Ich säe gekochte Bohnen. Sagt nun der andre: Aus Gekochtem kann doch nichts mehr wachsen! So antworte ihm: Ich habe aber gehört, daß aus gekochten Eiern Hühner werden!“ Der Jüngling freute sich sehr über den Rat und befolgte ihn in

allen Stücken. Wer an dem Felde vorüberkam, fragte ihn: „Was treibst du da?“ Er antwortete: „Ich nehme gekochte Bohnen und säe sie aus, denn ich will hier ein Bohnenfeld anlegen.“ „Aber Mann“, erwiderten ihm die Leute, „du bist wohl verrückt? Hat man je gehört, daß aus einer gekochten Frucht eine Pflanze entstehe?“ Der Jüngling antwortete: „Und hat man je gehört, daß ein gesottenes Ei sich in ein Küchlein verwandle?“ – Dieses wunderliche Tun, die Fragen der Leute und die seltsamen Antworten des Knaben sprachen sich herum; auch König David erfuhr davon und ließ den Jüngling vor sich kommen. Der trug ihm noch einmal den ganzen Fall vor, und David entschied, daß er nur ein einziges Ei zurückzugeben hätte. Danach fragte der König den Jüngling: „Aber nicht wahr, auf diesen Ausweg bist du nicht selbst verfallen! Das hat dir sicher mein Sohn Salomo geraten.“ Und alle, die das hörten, freuten sich und staunten über die Weisheit und die Gerechtigkeit des jungen Salomo.

12. Der seltsame Rechtsfall

Zur Zeit Davids verkaufte ein Mann einem andern ein Stück Land. Als der Käufer aber die Erde umzugraben anfang, stieß er in der Tiefe auf Gold und förderte einen großen Schatz zutage. Da erschrak er, denn er hielt das Gold für das Eigentum dessen, der ihm den Acker verkauft hatte. Und er ging zu diesem Mann und sagte ihm: „Freund, in der Erde, die ich von dir erworben habe, war ein Schatz vergraben, und du hast es nicht gewußt, sonst hättest du ihn vorher gehoben. Er gehört dir, denn ich wollte nur das Land haben; komm und hole ihn.“ Der andere erwiderte: „Nein, Freund, es verhält sich anders. Wohl war es mir nicht bekannt, was unter meinem Felde gesteckt hat, aber als ich es dir verkaufte, gab ich es dir ganz, von seinem tief-

sten Grunde an gerechnet und den Luftraum einbegriffen, der darüber bis zum Himmel reicht. Also gehört alles, was du herausgräbst, von Rechts wegen dir, mag es noch viel mehr sein, als was du aufgedeckt hast.“

Da die beiden sich nicht einigen konnten und jeder in seiner Rechtlichkeit den andern als den wahren Herrn des Schazes ansah, gingen sie vor den König. Der aber übertrug seinem Sohne Salomo die Entscheidung. Salomo ließ sich die Geschichte noch einmal genau erzählen und fragte dann den Käufer: „Hast du eine Tochter?“ Der sagte: „Ja.“ Danach fragte Salomo den früheren Besitzer des Ackers: „Hast du einen Sohn?“ Und der sagte ebenfalls: „Ja.“ Darauf entschied Salomo: „So möge denn der Sohn des einen die Tochter des andern heiraten, und der Goldschatz soll ihr Brautschatz sein und ihnen beiden gehören.“

13. Der Mehlsack der frommen Frau

Es war einmal eine gute Frau, die buk täglich drei kleine Brote. Zwei davon verschenkte sie an Arme, das dritte aß sie selbst. Eines Tages aber kamen hintereinander drei arme Leute zu ihr, und ein jeder von ihnen tat ihr so leid, daß sie ihm ein ganzes Brot gab und selbst nichts mehr behielt. Sie hatte auch kein Mehl mehr im Hause, um sich neues Brot zu backen, und so ging sie hinaus aufs Feld, sammelte einige liegengebliebene Ähren auf, las die Körner heraus und trug sie zum Müller. Der machte ihr die Körner zu Mehl, sie füllte ein Säckchen davon, legte es sich auf den Kopf und trat den Heimweg an. Aber da erhob sich ein Wirbelwind, wehte ihr den Mehlsack vom Haupt und entführte ihn so weit, daß sie ihn nicht mehr sehen konnte. Da war die Frau sehr unglücklich, denn sie hatte nichts mehr, um ihren Hunger zu stillen.

Zu der Zeit herrschte König Salomo über Israel, und es war Sitte, daß jedermann im Volke, der sich nicht Rat wußte, an den Hof ging und dort seine Not klagte. Auch die mildtätige Frau, der es an diesem Tage so übel ergangen war, begab sich vor den König und weinte vor ihm. In diesem Augenblick betraten drei Kauffahrer den Saal; deren Schiff war soeben von einer großen Seereise glücklich zurückgekehrt und lag, mit kostbaren Waren aus aller Welt beladen, im Hafen. Und die drei Kaufherren wollten dem König eine große Spende für die Armen des Landes überreichen, weil ihnen auf hoher See ein Wunder widerfahren war. Sie erzählten: „Wir waren schon nahe dem heimischen Ufer, als ein wilder Sturm losbrach, der unser Schiff wie einen Kreisel herumtrieb; wir stießen auf eine Klippe, Wasser begann in das Schiff einzudringen. Wir glaubten uns schon verloren, da legte sich der Sturm, und unversehens gelangten wir ans Land.“ Da sprach Salomo: „Euer Schiff muß doch ein Leck bekommen haben, und das hat sich auf einmal wieder geschlossen, so daß ihr vor dem Untergang bewahrt bliebet; schaut einmal nach, wie das zugegangen sein mag.“ Die Seefahrer begaben sich zu ihrem Fahrzeug, untersuchten es genau und fanden, daß das Loch von einem Säckchen Mehl geschlossen worden war. Das zogen sie heraus und brachten es dem König. Es war aber derselbe Sack, den der Wind der armen Frau vom Kopfe geweht hatte, und der hatte ein ganzes Schiff mit Menschen und Gütern vor dem Versinken gerettet. Da sprach Salomo zu der mildtätigen Frau: „Dieses Wunder ist dein Verdienst; du hast drei arme Männer gespeist, und dafür hat dich Gott eine noch größere That vollbringen lassen.“

14. Der Feigen-Nathanael

Es gab einen Weisen, namens Nathanael, berühmt durch Wissen und gute Werke, den man den Feigen-Nathanael nannte. Diesen Beinamen erhielt er nach folgender Begebenheit.

Er hatte zur Gewohnheit, an jedem Freitag zu Ehren des Sabbats Hände, Füße und Antlitz zu waschen und sich in ein reines Gewand zu hüllen, und er sah dann aus wie ein Engel Gottes. Er war sehr reich und trug immer einen kostbaren Ring mit einem Edelstein an seiner Hand wie Könige und Fürsten. Als er sich einmal in der gewohnten Weise für den Sabbat vorbereitete, streifte er vor dem Waschen den Ring vom Finger und legte ihn zwischen die Zweige eines Feigenbaumes, der vor seinem Hause wuchs. Er dachte dann nicht mehr an das Schmuckstück und erinnerte sich seiner erst am ersten Wochentage. Er vergaß aber, wo er es hingelegt hatte, und suchte überall vergeblich danach. Als er es nicht fand, ward er sehr zornig und sprach: „Wer meinen Ring an sich genommen hat, dem möge das Leben genommen werden.“ Als bald verdorrte der Feigenbaum und trug keine Frucht.

Nach drei Jahren befahl Nathanael, den Baum zu fällen, da er doch zu nichts nütze wäre. Als man aber daranging, ihn abzuhaufen, fand man den abhanden gekommenen Ring. Vor Freude über das wiedergefundene Kleinod dachte man nicht mehr daran, den Baum abzufällen. Dieser aber fing wieder an zu blühen und trug Frucht wie zuvor.

15. Der Schloßherr als Bettler

In einer einsamen Gegend, die weitab von jeder Siedelung war, stand ein prächtiges Schloß, von einem schönen Garten umgeben. Der reiche Mann aber, dem das alles gehörte, war hartherzig und kümmerte sich nicht um Arme. Eines Tages kam

ein Fremder von weit her zu Fuß gewandert und langte müde und erschöpft vor dem Schlosse an. Er klopfte an das Thor, und der Hausherr ließ ihn selbst ein. Der Ankömmling war ein gelehrter Mann, und der Reiche liebte die Gelehrsamkeit; lange unterhielten sie sich über das, was in den alten Büchern steht. Aber der Besitzer des Hauses bedachte keinen Augenblick, daß man den Wanderer zunächst mit Speise und Trank hätte laben müssen. Inzwischen kam die Zeit des Mittagmahles, und da sprach der Schloßherr zu seinem Besucher: „Jetzt muß ich dich verabschieden, denn um diese Stunde pflege ich meine Mahlzeit einzunehmen. Danach, wenn ich ausgeschlafen habe, kannst du wiederkommen, und wir setzen unser Gespräch fort.“ Der arme Mann wußte nicht, wie ihm war. Doch er gehorchte, verließ das Haus, und da er wußte, daß es keine Herberge in der Nähe gab, machte er sich wieder auf den Weg zurück zu dem letzten Dorf, in dem er Tags zuvor gewesen war. Aber mitten auf dem Wege wurde er schwach, und die Füße trugen ihn nicht mehr weiter; er fiel hin, und da während zweier Tage kein Mensch an der Stätte vorbeikam, starb er vor Hunger und Entkräftung. Der Leichnam wurde gefunden, und man trug ihn zu Grabe; die Erde bedeckte den toten Körper und bedeckte auch die Sünde des Geizigen.

In der Nacht nach dem Begräbniß, als der Schloßherr noch vom Abend her in seinem Gemache saß, das wohl verschlossen und verriegelt war, hörte er plötzlich Menschenschritte hinter sich. Er erhob seinen Arm und holte schon zum Schlage gegen den vermeintlichen Dieb aus, als er eine Stimme vernahm, die rief: „Rühre mich nicht an, sonst bist du des Todes!“ Und er erblickte einen Mann im Totenhemd vor sich; das war der gelehrte Fremdling, mit dem er noch vor wenigen Tagen zusammengessen hatte. Entsetzt über den Anblick, wollte der Reiche entfliehen, aber der Tote rief gebieterisch: „Wage es nicht, dich

zu entfernen! Ich bin der Gast, der vor kurzem hier gewesen ist, an dem du keine Gastfreundschaft gelübt hast, und den du hast sterben lassen. Nun bin ich gekommen, das einzumahnen, was du mir bei meinen Lebzeiten schuldig geblieben bist. Komm morgen in aller Frühe an die Stelle im Walde, wo ich zusammenbrach und meinen Odem ausgehaucht habe; dort werde ich dich erwarten und dir sagen, was du zu tun hast.“ – Mit diesen Worten verschwand der Verstorbene, und der Reiche blieb da, verstört und erschüttert. Er fand in dieser Nacht keinen Schlaf und machte sich, als der Morgen anbrach, auf den Weg. Den Angehörigen sagte er, daß er eine weite Reise vorhabe. Er hatte aber keinen Mundvorrat und keine Kleider mitgenommen, ließ sich von seinem Kutscher an den Rand des Waldes fahren und befahl ihm, zu halten und auf ihn zu warten.

Als er nun an die bestimmte Stelle kam, fand er den Toten, der dort auf ihn wartete. Dieser befahl ihm, die kostbaren Kleider, die er anhatte, abzulegen, und hüllte ihn in Lumpen, die er eigens für ihn mitgebracht hatte. Als bald verwandelte sich auch das Aussehen des reichen Mannes: sein Gesicht ward voller Runzeln, und er sah aus wie ein umherziehender Bettler, der nichts andres gewohnt ist, als an fremde Türen zu pochen. Danach sprach der Verstorbene zu dem Manne: „Von heute an bist du kein reicher Mann mehr, und dir gehört nichts auf der Welt; du bist verurteilt, herumzuziehen, auf der bloßen Erde zu schlafen und verlacht und gedemütigt zu werden. Du darfst keinen Menschen um einen Bissen Brot bitten, und hast du Hunger, so mußt du das Schloß aufsuchen, dessen Herr du warst; gibt man dir dort zu essen, so ist es gut; gibt man dir nichts, so wirst du fasten. In dieser Weise sollst du ein ganzes Jahr verleben; danach kehre zurück zu dem Plage hier, und ich erscheine dir aufs neue.“ – Und der Fremdling hörte auf zu reden und fuhr wieder dahin, wo er hergekommen war.

Also machte sich der Bettler auf und verließ den Ort. Der Wagenlenker wartete vergeblich auf seinen Herrn und durchsuchte, als der nicht kam, den ganzen Wald. Da er ihn aber nirgends fand, fuhr er zurück nach dem Schloß. Hier war großes Trauern um den Mann; seine Angehörigen dachten, er wäre Räubern in die Hände gefallen, und weinten bitter um sein Los.

Der reiche Mann befolgte inzwischen die Weisung des Toten und durchstreifte, als Bettler verkleidet, das Land. Als er zur Mittagsstunde des ersten Tages vor sein Schloß kam, hörte er das Jammern seiner Hausgenossen, die ihn tot glaubten, und wollte umkehren. Aber eine unsichtbare Kraft hielt ihn an der Schwelle des Hauses fest. Demütig und voll Scham bat er um ein Stück Brot. Allein die Magd fuhr ihn an und rief: „Weißt du nicht, daß kein Bettler zu uns kommen darf? Und nun ist heute für uns ein Tag großer Trauer, denn unser Herr ist in der Wildnis umgekommen.“ Da ward das Leid des Mannes noch größer, denn er durfte ja die Wahrheit nicht sagen. Er wiederholte darum nur seine Bitte um Brot, und nach vielen Schmähungen und Beschimpfungen bekam er endlich etwas Speise und zehrte davon einige Tage.

In der Gegend wurde es allmählich bekannt, daß ein seltsamer Bettler aufgetaucht wäre, der niemand um Almosen bitte und nur von dem lebe, was er in dem Hause des verschollenen Schloßherrn empfangt; und von diesem Hause wußte man doch, daß dort alle Armen mit bösen Augen angesehen wurden und leer ausgingen. Also wurde der Mann für töricht und blödsinnig gehalten, und wo er sich zeigte, bewarf man ihn mit Erde und Unrat. So verging für ihn ein ganzes Jahr unter Leiden und Kränkungen; er nahm aber alles geduldig hin.

Nach Ablauf der Frist begab er sich wieder an die Stelle im Walde, wo er vor einem Jahre den Toten gesprochen hatte. Der

Verbliehene war schon da und sagte: „Wohl dir, du hast die schwere Prüfung bestanden. Nun aber wirf die Lumpen ab, in die du so lange gehüllt warst, und zieh wieder deine herrlichen Kleider an.“ Da legte der Büßer seine Bettlertracht ab und bekleidete sich wieder mit den früheren Gewändern. Und siehe da, auch sein Angesicht ward wieder leuchtend und frisch, wie es ehemals gewesen war. Bevor er von ihm Abschied nahm, befahl ihm der Tote noch, die Bettlerlumpen zu behalten und mit nach Hause zu nehmen. Danach flog er wieder heim an den Ort der Seligen.

Nun fühlte sich der reiche Mann erleichtert und entschült. Er kam in sein Schloß und wurde von seinen Hausgenossen mit Jubel empfangen. Er erzählte ihnen, er sei in einem fernen Lande gewesen und habe dort eine schwere Krankheit durchgemacht, nun aber sei er genesen und heimgekehrt und wolle zum Zeichen des neuen Lebens ein Fest feiern. Da versammelten sich bei ihm alle Freunde und Verwandten. Während des Schmaus verließ er für einen Augenblick seinen Sitz und vertauschte hier nochmals die gute Kleidung mit den Bettlerlumpen. Dann erschien er als der Bettler, den alle kannten, vor den Gästen, gab sich ihnen zu erkennen und erzählte ihnen alles, was sich mit ihm begeben hatte, von Anfang bis zu Ende.

Das Schloß aber ward von nun an ein Haus, das Armen und Bedürftigen Tag und Nacht offenstand.

16. Der zehnte Beter

Eine der ältesten Städte im Heiligen Lande ist die Stadt Hebron. Dasselbst befindet sich die Höhle Machpela, die Abraham als Erbbegräbniß gekauft hat. Darin begrub er Sara, seine Frau, und er selbst wurde dort begraben, nach ihm Isaak und Rebekka, hernach Jakob, der dritte der Erzväter. König David

regierte sieben Jahre zu Hebron, bis danach Jerusalem zur Königstadt wurde. Durch die Jahrhunderte bis auf unsre Zeit haben immer Juden in Hebron gewohnt, und der Erzvater Abraham ist der Beschützer der Stadt geblieben.

Vor dreihundert Jahren war die Stadt so menschenarm geworden, daß oft die Mindestzahl von zehn Betern, die zur Abhaltung des Gottesdienstes notwendig ist, nicht beisammen war. So wurden aus den umliegenden Ortschaften die Fremden hinzugenommen, die hierher kamen, um die Gräber der Erzväter aufzusuchen. Die wenigen Ortsansässigen waren gottesfürchtige und rechtschaffene Männer, die die Pflichten des Almosen spendens und der Gastfreundschaft eifrig ausübten. Kam ein Fremdling in die Siedlung, so gab es bald einen Streit darum, wer ihn beherbergen und bewirten sollte. Der eine sprach: „Ich will die Ehre haben.“ Der andre sprach: „Nein, ich will das Glück haben.“ Wer aber den Gast in sein Haus führen durfte, pries sich selig, als hätte er einen Schatz gefunden.

Eines Tages, es war der Tag vor dem Jom Kippur, fehlte es an dem zehnten Mann für den Gottesdienst. Da waren die zu Hebron sehr bekümmert und suchten auf allen Straßen, die nach der Stadt führten, ob ihnen nicht ein Jude begegnete. Allein der Abend rückte heran, die Sonne war nahe daran zu versinken, und kein Wanderer war zu sehen. Plötzlich sahen sie einen Greis die Landstraße herankommen, mit langem, weißem, wie Silber glänzendem Bart; der zog daher in verstaubten Kleidern und trug einen Sack auf dem Rücken. Sie eilten ihm mit großer Freude entgegen, begrüßten ihn, führten ihn in die Stadt und boten ihm Speise und Trank, damit er sich stärke. Aber der Fremde berührte die Speisen kaum; er zog ein weißes Gewand an und ging mit den Einheimischen ins Bethaus. Sie fragten ihn nach seinem Namen, und er antwortete: „Ich heiße Abra-

ham.“ Die Einwohner waren froh, daß sie nun zu zehnt beten konnten.

Am Ausgange des heiligen Tages, als nach dem großen Fasten das Mahl eingenommen werden sollte, warfen die Männer zu Hebron Lose untereinander, wer den Gast beherbergen sollte. Da fiel das Los auf den Diener des Bethauses. Als der aber mit dem Ankömmling nach der Hütte ging, entschwand dieser plötzlich seinen Blicken mitten auf der Straße. Der Diener rief: „Rabbi Abraham, Rabbi Abraham!“ Allein kein Laut hallte ihm entgegen. Da weinte der Mann bitterlich und suchte den Fremdling auf allen Straßen und Wegen. Aber der wunderbare Gast war nirgends zu sehen. Auch die anderen halfen den Greis suchen, doch auch ihre Mühe war vergeblich. Ein jeder kehrte voll Kummer nach Hause zurück.

Als der Diener des Bethauses in der Nacht auf seinem Lager schlief, erschien ihm der Gesuchte im Traume; er war in prächtige Kleider gehüllt, und von seinem Gesicht ging ein Licht aus, das blendete. Und der Greis sprach: „Ihr wollt wissen, wer ich bin. So höre denn: Ich bin der Erzwater Abraham, der hier in der Höhle Machpela ruht. Ich sah eure Trübsal, als euch der zehnte Vater fehlte, und kam zu euch, um euch zu helfen. Nun aber grämt euch nicht mehr und seid fröhlich; ein Jahr voll Segen ist euch beschieden.“

17. Der ängstliche Gast

Ein alter Mann, der nach einem fremden Orte gekommen war, kehrte im Hause eines rechtschaffenen Bürgers ein und wurde dort freundlich empfangen. Um die Mittagszeit fragte die Frau des Gastgebers ihren Ehemann: „Lieber Mann, was werden wir heute abend unserm Gast zu Ehren essen?“ Ihr Mann erwiderte: „Wir wollen heute den Adam verspeisen.“ Diese Ant-

wort hörte der Gast; er erbebte und sprach bei sich: „In diesem Orte scheint gar einer den andern zu essen; wie sie jetzt mir zu Ehren einen verzehren wollen, so werden sie dem zu Ehren, der nach mir kommt, mein Fleisch als Speise auftragen.“ Und der Fremde verließ das Haus und suchte ein anderes auf. Als die Essenszeit kam, fragte der erste Wirt bei den Nachbarn nach dem alten Manne, der bei ihm eingekehrt war. Einer gab ihm zur Antwort: „Ich sah ihn in das Haus da drüben eintreten.“ Da ging der Rechtschaffene dorthin und fand seinen Gast bei Tisch sitzen. Er sprach zu ihm: „Wanderer, warum tuft du mir solches an und verläßt mein Haus? Steh auf und komm wieder zu mir.“ Doch der alte Mann entgegnete: „Ich gehe von hier nicht weg.“ Der Eingetretene bat zum zweiten und zum dritten Male, der Fremde mochte aber nicht mitkommen. Also zog der gastliche Mann ab. Als er fort war, fragte der Hausherr den Besucher: „Warum handelst du so und beschämst deinen Bruder?“ Da antwortete der Fremde: „Du nennst ihn meinen Bruder? Er und seine Frau sind Menschenfresser!“ Der Wirt lachte erst laut, dann wurde er zornig und fragte: „Wie kommst du auf diesen Gedanken?“ Der ängstliche Mann erwiderte: „Ich hörte sie heute zueinander sagen: Wir wollen am Abend den Adam verspeisen. Und da dachte ich mir: Die essen heute einen Menschen zu Abend, den ich nicht kenne, und morgen essen sie mich.“ Nunmehr sprach der Hausherr: „Du Tor! Die Leute meinten ein Gericht Gemüse. In unserm Orte wächst eine Pflanze, die wie alles Kraut aus der Erde kommt und in der Erde wurzelt, und die ein menschenähnliches Aussehen hat. Zuerst sproßt ihr Kopf aus der Erde, und nach und nach wächst die Gestalt heraus. Dieses Gewächs nennen wir Adam.“

Quellen und Anmerkungen

1. Auslegung von Gen. 1, 16; Chullin 60b, Midr. Agada 3. St., Pirke R. Eliezer VI u. a. m. Vgl. Micha Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden I, 6-7, 10, 15-16.
2. Aus dem Alphabetsbuch des Ben Sira (Dzar Midraschim, ed. Eisenstein, 47-48). Sagen der Juden I, 128-130.
3. Dieselbe Quelle (Dzar Midr., 49-50). Sagen der Juden I, 123 bis 127.
4. Auslegung von Gen. 8, 7; Midr. Bereschit rabba XXXIII 5. Sagen der Juden I, 215-216.
5. Midr. ha-gadol zu Gen. 11, 28 (ed. Schechter, 189-190). Sagen der Juden II, 91-93.
6. Aus dem Volksbuche Sefer ha-Jaschar (ed. Benedig, 36a-37a). Sagen der Juden II, 214-218.
7. Dieselbe Quelle (ibid. 140b-141a). Sagen der Juden IV, 73-76.
8. Midr. Schemot rabba III 2. Sagen der Juden IV, 148.
9. Verbindung verschiedener Fragmente zu einem Ganzen (Targum Jonathan zu Gen. 14, 13; Massechet Soferim XXI 9; Berachot 54b). Sagen der Juden I, 208; II, 171; IV, 316-317.
10. Alphabetsbuch des Ben Sira (Dzar Midr., 47). Biblische Daten: I. Sam. 22, 1; 26, 5 ff. Vgl. Micha Josef bin Gorion, Der Born Judas, Neue Ausgabe 1934, Nr. 7.
11. Volksmärchen, aus einer Handschrift der Bodleiana von Isr. Levi mitgeteilt (Dzar Midr., 347-348). Born Judas, Nr. 11.
12. Populäre Geschichte von Alexander dem Großen, schon im Talmud erzählt (Tamid 32b u. ö.) - Born Judas, Nr. 40 - wird in der arab. Bibellegende auf Salomo übertragen (vgl. Salzberger, Die Salomonssage in der semit. Literatur, Berlin 1907, S. 49).
13. Volksmärchen; Maassim tobim, Bagdad 1890. Born Judas, Nr. 15.
14. Aus einer Fortsetzung der hebr. Chronik des Abraham Ibn Daud (Haschelamat Sefer ha-Kabbala, ed. Harkavy, Chadaschim gam Jeschenim, Warschau 1898, S. 11). Born Judas, Nr. 251.
15. Chassidische Legende; Tiferet ha-Zaddikim, Warschau 1908. Born Judas, Nr. 329.
16. Palästina-Erzählung; Maasse Nissim, Bagdad, Nr. 9. Born Judas, Nr. 288.
17. Midrasch-Fragment, von Salomon Wuber in der Einleitung zum Midr. Tanchuma (S. 63a) mitgeteilt. Born Judas, Nr. 167.

Nicht entleihbar

73 65045 3

JÜDISCHE LESEHEFTE

UNTER MITWIRKUNG

DER REICHSVERTRETUNG DER DEUTSCHEN JUDEN

HERAUSGEGEBEN VON

STUDIENRAT DR. ADOLF LESCHNITZER

Aus Midrasch und Agada

HEFT 2

Den Sammlungen

Micha Josef bin Sorions entnommen
und von Rahel und Emanuel bin Sorion
neu erzählt

SCHOCKEN VERLAG · BERLIN 1934

U
LES

Aus Midrasch und Agada

Heft 2

Den Sammlungen

Micha Josef bin Sorions entnommen
und von Rahel und Emanuel bin Sorion
neu erzählt

Schocken Verlag Berlin / 1934

2106

Inhalt

	Seite
1. Der gesegnete Ort	3
2. Wahre Gastfreundschaft	4
3. Die Geduld Hillels	5
4. Von Rabbi Chanina ben Dossa	7
5. Aus dem Leben Akibas	9
6. Der ungetreue Weggenosse	13
7. Die Honigkrüge	17
8. Die beiden Brüder	19
9. Die drei Lehren des Vogels	21
10. Wandel des Glückes	22
11. Des Weisen Besitz	23
12. Der bekehrte Dieb	24
13. Ehre Vater und Mutter	25
14. Der gerechte König Monobazos	26
15. Krug und Inhalt	27
16. Die Gabe des Ärmsten	28
17. Alles zum Guten	29
18. Ramza und Bar Ramza	30

Bestellnummer 5002

U

LES

GERMANIA JUDAICA
Königliche Bibliothek
zur Geschichte des deutschen Judentums

Den Herren Prof. J. Eibogen, Dr. M. Spanier und J. Stern
sei für ihre Hilfe und ihren Rat herzlich gedankt

62-2574

1. Der gesegnete Ort

Die Stätte, auf der nachmals der Tempel zu Jerusalem von Salomo erbaut wurde, gehörte in grauer Vorzeit zwei Brüdern, die den Acker von ihren Vätern geerbt hatten. Von den Brüdern war der eine unverheiratet, der andre hatte Frau und Kinder. Sie wohnten in einem Hause und lebten miteinander in friedlicher Gemeinschaft; sie bauten das Feld im Schweiße ihres Angesichts und waren ein jeder mit seinem Teil zufrieden.

Einmal, zur Zeit der Weizenernte, banden sie Garben im Felde und schichteten sie zu zwei gleichen Haufen auf. Des einen Haufe war ebenso groß wie der des andern. In der Nacht darauf lag der ledige Bruder in seiner Kammer und dachte bei sich: „Ich bin allein und brauche mein Brot mit niemand zu teilen. Warum soll mein Anteil an dem Ertrag des Ackers ebenso groß sein wie der meines Bruders?“ Und er stand leise auf, schlich sich wie ein Dieb an seinen Haufen heran, nahm mehrere Bündel davon und tat sie auf den Haufen seines Bruders.

Der Bruder wiederum schlief gleichfalls nicht und sprach zu seiner Frau: „Es ist nicht recht, daß wir das Getreide in zwei gleiche Hälften teilen und die eine uns, die andre meinem Bruder zuweisen. Ist doch mein Los in allem besser als das seinige. Mir hat Gott ein Weib und Kinder gegeben, mein Bruder aber führt ein einsames Leben, und seine einzige Freude ist das Einsammeln des Getreides. Wir wollen uns aufmachen und im stillen von unsern Garben auf seinen Haufen legen.“ Und sie taten so.

Des Morgens aber wunderte sich ein jeder von den Brüdern, daß die Haufen wie früher gleich waren. Sie taten auch in den folgenden Nächten dasselbe, sahen aber jeden Morgen, daß keiner von den Haufen größer geworden war. Da beschloßen beide,

jeder für sich, der Sache nachzugehen. Als sie in der nächsten Nacht aufs Feld gegangen waren, begegneten sie einander mit den Garben in der Hand. Nun wurde ihnen klar, warum das Getreide an beiden Stellen weder ab- noch zugenommen hatte, und sie umarmten und küßten einander. Ein jeder von ihnen pries Gott, daß er ihm solch einen guten Bruder gegeben hatte. Der Ort aber, wo die beiden ihre Bruderliebe so schön bewährten, ward ein gesegneter Ort, und Gott hielt ihn für wert, daß hier sein Tempel errichtet werde.

2. Wahre Gastfreundschaft

Der große König Salomo erlebte es einst, mitten in der Zeit seines höchsten Glanzes, daß ein böser Geist, Aschmedai genannt, ihn vom Throne stieß, die Gestalt Salomos annahm und sich selbst als König huldigen ließ; der ehemalige Herrscher aber irrte als Bettler im Lande umher und mußte nach Brot und milden Gaben die Hand ausstrecken. Aber danach erbarmte sich Gott seiner, Aschmedai wurde entlarvt und verjagt, und Salomo zog wieder in seinen Palaß ein.

Während der Jahre seiner Armut nun begab es sich, daß ihn ein reicher Mann auf der Straße erkannte und ihn bat, in sein Haus zu kommen. Und der Mann schlachtete einen Ochsen zu Ehren Salomos und ließ einen herrlichen Braten auftragen. Aber bei dem üppigen Mahle redete der Hausherr in einem fort von den verflossenen Zeiten, da Salomo noch als mächtiger König über die Lande herrschte und sein Name weithin bekannt war als der eines weisen und mit großen Gütern gesegneten Fürsten. Das tat dem Bettler sehr weh, daß man ihn an sein einstiges Glück erinnerte, da er doch jetzt so elend war: entthront, armselig und verstoßen; er bekam keinen der leckeren Bissen herunter und mußte weinen und Tränen vergießen. Der

Wirt dachte nicht daran, daß er seinem Gast den größten Schmerz zufügte, und glaubte, wenn er ihm kostbare Speisen vorsetzte, die Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt zu haben; er wußte nicht, daß man einen Unglücklichen zu trösten hat und nicht an seine Wunde rühren darf.

Am Tage darauf begegnete Salomo einem Manne, der selber arm war. Der sagte zu ihm: „Komm in meine Hütte, ich habe freilich nicht viel und kann dir nur eine Schüssel Kraut anbieten, aber ich will meine Nahrung gern mit dir teilen.“ Als die beiden in der Hütte waren, wusch der Wirt seinem Gast Gesicht, Hände und Füße und stellte einen Topf Kraut auf den Tisch. Aber der gütige Mann sprach kein Wort, das den früheren König hätte kränken können; er redete nicht von dem, was gewesen war, sondern sprach dem Gaste Mut zu und sagte: „Verzage nicht, du wirst dein Königreich wiedererlangen. Hat doch Gott deinem Vater David das Versprechen gegeben, daß das Haus Davids im Besitze des Thrones bleiben werde; die Zeit der Not und der Schmach wird bald weichen und die Krone aufs neue das Haupt dessen schmücken, dem sie zukommt.“ Als Salomo diese Rede vernahm, ward er wieder frohgemut.

In seinem Alter dichtete Salomo das Buch der Weisheitssprüche, das jetzt in der Bibel enthalten ist. Er erinnerte sich an jenes Vorkommnis und schrieb den Satz nieder: „Besser ein Gericht Kohl in Freundschaft, denn ein gemästeter Ochse in Feindschaft.“

3. Die Geduld Hillels

Hillel aus Babylon, einer der Begründer der mündlichen Lehre, lebte in Palästina. Er war berühmt wegen seiner Sanftmut, niemals verlor er die Geduld, und wenn einer ihn noch so quälte

mit unnützen und törichten Fragen – er wurde nicht unwillig und geriet kein einziges Mal in Zorn.

Einmal gingen zwei Männer eine Wette miteinander ein; einer rühmte sich, er wolle es unternehmen, den weisen Hillel zu erzürnen, der andre aber sagte, das könne kein Mensch fertigbringen. Sie wetteten um einen Betrag von vierhundert Silberstücken: gelänge es dem einen, Hillel in Aufregung zu versetzen, so sollte der andre ihm diesen Preis zahlen; gelänge es ihm aber nicht, so hätte er dieselbe Summe seinem Genossen zu geben.

Und der dreiste Mann ging vor das Haus, in dem Hillel wohnte. Er wartete eine Stunde ab, zu der, wie er wußte, der Meister schlief, und rief mit lauter Stimme: „Hillel, Fürst der Juden, komm heraus!“ Der Weise stand auf, und da er seinen Namen hörte, trat er ans Fenster und fragte: „Was wünschst du, mein Sohn?“ Der Frechling sagte: „Ich habe eine Frage an dich zu richten.“ Hillel sagte: „Tritt ein!“ Und sie setzten sich. Da fragte Hillel: „Was möchtest du wissen?“ Der Schamlose antwortete: „Ich habe meine Frage vergessen.“ Hillel sagte: „Besinne dich nur, es wird dir schon wieder einfallen.“ Nach einer Weile fragte der Eindringling: „Erkläre mir, du Mann aus Babylon, warum sind die Schädel der Babylonier so hoch?“ Hillel antwortete gelassen: „Eine sehr ernste Frage hast du damit berührt. Bei uns zu Lande kennt man keine Wiegen für die kleinen Kinder; die Mütter haben ihre Kinder immer auf den Knien liegen oder tragen sie im Arm, und so wachsen die Schädel ungehemmt in die Höhe!“ – Der Mann brummte und ging davon.

Nach einer Stunde kam er wieder und riß den Meister abermals aus dem Schlafe. Diesmal fragte er: „Warum sind die Füße der Afrikaner so breit?“ Hillel antwortete: „Der Boden des Landes daselbst ist sumpfig, und sie gehen unbeschuhet;

davon dehnen sich ihre Füße.“ Wieder war der Mann voller Mut, daß Hillel ihn so freundlich beschieden hatte, aber er mußte gehen.

Er wartete noch eine Stunde und versuchte zum drittenmal, Hillel aus der Fassung zu bringen. Also stellte er sich vor den Eingang zu Hillels Hause und schrie hinein: „Hillel, komm heraus, ich habe noch eine Frage.“ Hillel kam vor die Türe und fragte in aller Ruhe: „Ja, mein Sohn, was willst du wieder wissen?“ Der Zudringliche sagte: „Warum ist der Schwanz der Kuh lang und der des Esels kurz?“ Der gutwillige Meister gab zur Antwort: „Der Esel ist Reit- und Lasttier und trägt einen Sattel, der ihm den Rücken beschützt; aber die Kuh muß einen langen Schwanz haben, um die Fliegen abzuwehren, die sich ihr auf den Rücken setzen.“

Danach fragte Hillel: „Mein Sohn, hast du noch etwas auf dem Herzen?“ Der Verdrossene stieß hervor: „Bist du der Hillel, den man als den Fürsten der Juden preist?“ Hillel sagte: „Ja, der bin ich.“ Da rief der Wüterich aus: „Es möge deinesgleichen nicht viele in Israel geben!“ Hillel fragte milde: „Warum denn, mein Sohn?“ Der böse Mann gab zur Antwort: „Weil ich durch dich einen Schaden von vierhundert Silberstücken erfahren habe.“ Darauf sagte Hillel: „Gemach, gemach! Besser, du verlierst dein Geld, als daß ich die Geduld verliere.“

4. Von Rabbi Chanina ben Dossa

Es gab in Israel einen frommen und heiligen Mann mit Namen Chanina, Sohn des Dossa. Der lebte aus eigenem Willen in großer Armut, und seine Nahrung von Sabbat zu Sabbat, vom Ausgang des einen bis zum Beginn des nächsten Sabbats bestand nur aus Johannisbrot; ein Körbchen davon reichte ihm

für die ganze Woche aus. Die Leute erzählten, daß er wegen seiner Frömmigkeit die Macht bekommen hätte, Wunder zu wirken; auch geschähe ihm selbst kein Leid. Einmal, als er im Freien sein Gebet verrichtete, kam eine Schlange und ringelte sich um sein Bein; sie wollte ihn beißen, fiel aber im selben Augenblick zurück und war tot. Chanina hatte von dem Geschehnis nichts bemerkt, so vertieft war er in sein Gebet gewesen. Als seine Schüler herzukamen und die tote Schlange sahen, riefen sie aus: „Weh dem Menschen, der auf eine Schlange stößt; weh aber der Schlange, die auf Rabbi Chanina stößt!“

Auch die Ehegefährtin des frommen Mannes erlebte große Wunder. Einmal, es war am Freitag, sah sie die anderen Frauen kochen und backen zu Ehren des Sabbattages, sie selbst aber hatte nichts im Hause, um es zu bereiten. Damit sie nun von ihren Nachbarinnen nicht bemitleidet werde, machte sie Feuer in ihrem Backofen und stellte Töpfe, nur mit Wasser gefüllt, hinein. Da kam eine böswillige Frau aus der Nachbarschaft zu Besuch, die merkte, daß Chaninas Weib den Herd nur zum Schein geheizt hatte, und verspottete sie, indem sie sprach: „Deine Brote sind sicher schon ausgebacken; laß mich mal in den Ofen gucken.“ Sie wollte Chaninas Frau beschämen und ihr wehetun, aber siehe da, wie sie hineinschaute, fand sie den Ofen voller Brot!

Ein andres Mal, es war gleichfalls am Tag vor dem Sabbat, vergriff sich Chaninas Frau und goß in die Lampe Essig statt Öl. Als sie es bemerkte, war sie sehr traurig, aber Chanina sagte ihr: „Wer zum Öl gesagt hat, daß es brenne, wird auch dem Essig befehlen, daß er leuchte!“ Und richtig, die Lampe brannte die ganze Nacht und den Tag darauf, bis man an ihr das Hamdala-Licht anzündete.

Es kam aber doch vor, daß die Frau unter der Not litt, in der

sie sich stets befanden, und eines Tages, als es gar zu schwer wurde, sagte sie zu ihrem Gatten Chanina: „Für deine Frömmigkeit und Gottesfurcht wirst du dereinst im Paradiese großen Lohn empfangen; erbitte also von Gott, er möge dir einen kleinen Teil der künftigen Herrlichkeit schon auf Erden schenken.“ Das tat Chanina, und als sie am Morgen erwachten, fanden sie in der Stube ein Tischbein, das war aus reinem Golde. Sie freuten sich sehr, mochten es aber so schnell nicht eintauschen und behielten es vorerst bei sich. In der nächsten Nacht hatte die Frau einen Traum: sie sah die Gerechten im Garten Eden alle an goldenen Tischen sitzen, aber an dem Tische Chaninas fehlte ein Fuß. Da erschrak sie und sagte in der Frühe zu ihrem Manne: „Wir müssen das Geschenk, das wir vom Himmel bekommen haben, zurückgeben, denn ich könnte es nicht ertragen, daß du im Jenseits an einem Tische säßest, der nicht vollkommen ist. Lieber wollen wir hienieden noch genügsamer und bescheidener werden.“

Und sie beteten darum, daß die Gabe zurückgenommen werde, und wirklich, es kam vom Himmel wie eine Hand und zog das Stück Gold herauf. Die Weisen, die das hörten, sprachen: „Dieses zweite Wunder ist noch viel größer als das erste!“

5. Aus dem Leben Akibas

Als Hirte bei Kalba Sabua

Akiba, der große Meister des Talmud, einer von den Männern, die nach der zweiten Zerstörung Jerusalems die Lehre gepflegt und an Tausende von Schülern weitergegeben haben, war in seiner Jugend ein einfaches Dorfkind, konnte weder lesen noch schreiben und verdingte sich als Schafhirte bei anderen Leuten. So kam er auf das Landgut eines reichen Mannes mit Namen Kalba Sabua. Der hatte eine einzige Tochter, und die erkannte;

daß Akiba, dieser schlichte und unwissende Mensch, einen starken Geist hatte und befähigt war, Kenntnisse zu erlangen und andere zu belehren. So redete sie ihm zu, das damals berühmteste Lehrhaus aufzusuchen und sich mit aller Kraft der Weisheit zu widmen.

Akiba zweifelte daran, ob er noch imstande wäre, Wissen aufzunehmen, da er doch kein Knabe mehr war; da zeigte sie ihm in ihrem Hofe am Brunnen den Stein, auf den das Wasser tropft: eine Mulde war auf der Oberfläche des Steins entstanden, nur von dem Wasser, das unaufhörlich darüber rann. Sie sprach: „Siehst du, wie die Wassertropfen selbst den harten Stein zu Höhlen vermögen! Ebenso werden die Worte der Lehre in dein Herz dringen und sich ihm einprägen.“

„Ja“, antwortete Akiba, „aber die Leute werden über mich lachen, daß ich als erwachsener Mann noch eine Schule besuche.“ Da holte die Tochter Kalba Sabuas einen Esel aus dem Stall, dessen Rücken ganz zerschunden war; man hatte die Haut mit Erde belegt, und sie streute nun Kressesamen in diese Erde, und Stengel und Blätter kamen heraus. Dann sprach sie zu Akiba: „Nimm diesen Esel und führe ihn auf den Markt.“ Das tat Akiba, und die Leute lachten und zeigten mit den Fingern auf das Tier und den Treiber. Auch am zweiten Markttag, als Akiba mit dem Esel hinauszog, machte sich das Volk darüber lustig. Aber am dritten Tage hatten sich die Leute an den Anblick gewöhnt, es war ihnen nichts Neues mehr, und da schwiegen sie. Nun sagte das Mädchen zu Akiba: „Siehst du! Ebenso wird es sein, wenn du dich unter die Schüler begibst. Den ersten Tag wird man über dich lachen, den zweiten Tag auch, aber nachher wird man sagen: Der hat eben spät angefangen!“

Und Kalba Sabuas Tochter sprach zu Akiba: „Wenn du meinem Räte folgst und es über dich gewinnst, in deinem Alter zu lernen, dann will ich mich dir verloben und nicht darauf achten,

daß du nur ein armer Hirte bist. Und ich will auf dich warten die langen Jahre, bis du Wissen und Weisheit errungen hast.“ Also verlobte sich Akiba mit ihr und zog nach dem Lehrhause.

Lehrjahre und erste Wiederkehr

Als Akiba abgezogen war, erfuhr Kalba Sabua, daß seine Tochter sich einem Hirten versprochen hatte; da wurde er sehr zornig und verstieß sie aus seinem Hause. Er erklärte feierlich vor aller Welt, daß er sie nie mehr aufnehmen würde. Aber sie weinte und klagte nicht; sie verließ jene Gegend und arbeitete als Magd und Tagelöhnerin in fremden Häusern.

Akiba begab sich zu einem Lehrer, der kleine Kinder unterrichtete. Dieser schrieb ihm das Alphabet auf, von Alef bis Tau, und Akiba merkte es sich. Dann zeichnete ihm der Lehrer die Buchstaben in der umgekehrten Reihenfolge auf, und auch so lernte Akiba das Alphabet auswendig. Schließlich wurde es ihm in noch einer anderen Ordnung gezeigt: der Lehrer ließ auf den ersten Buchstaben des Alphabets den letzten folgen, auf den zweiten den vorletzten und so weiter, bis er zur Mitte kam. Danach brachte er ihm das Dankgebet bei, das man nach der Mahlzeit spricht: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der da alle Welt speiset.“ Akiba eignete sich auch alle anderen Gebete an, dann las er die Bibel, und danach wurde er in die mündliche Lehre eingeweiht.

Tag für Tag sammelte Akiba Holzspäne auf, die dienten ihm zu vielfacher Verwendung. Er heizte damit seine Stube, beim Schein des Kienspans studierte er am Abend, und einen Teil der Späne verkaufte er und kaufte sich Brot dafür. Seine Nachbarn ärgerten sich über den beißenden Rauch, der aus seiner Stube drang, und sagten ihm: „Wir wollen dir lieber die ganzen Späne abkaufen, und du kaufst dir dafür Öl zum Leuchten.“ Akiba antwortete: „Ich liebe meine Späne zu sehr; sie er-

nähren mich und geben mir Wärme, so will ich auch nur bei ihrem Lichte lernen.“

Nach zwölf Jahren war Akiba selber ein berühmter Lehrer geworden und hatte auch schon viele Schüler. Da machte er sich auf den Rückweg in seine Heimat. Unweit des Hauses angelangt, wo seine Frau lebte, hörte er, wie ein böswilliger Nachbar sie verspottete und zu ihr sprach: „Du törichtes Weib! Den Hof deines Vaters hast du verlassen und bist Magd geworden, und alles wegen eines dummen Bauernburschen, der sich um dich nicht kümmert und schon zwölf Jahre lang nichts hat von sich hören lassen.“ Die Frau erwiderte: „Er hat mich nicht verlassen, sondern ist fortgezogen, um zu lernen, weil ich es so haben wollte; und, so wahr ich lebe! sollte es noch einmal zwölf Jahre dauern, es wäre mir recht, wenn er nur in der Weisheit vollkommen wird.“ Akiba hörte das alles hinter dem Hause mit an und gab seinen Schülern, die ihn begleitet hatten, ein Zeichen, umzukehren. Er bezwang sich; denn ihre Worte hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß ihr Opfermut derselbe geblieben war, und daß es ihr nur darum zu tun war, er möchte ein wirklicher Meister werden.

Heimkehr und Versöhnung

Als abermals zwölf Jahre vergangen waren, Akiba groß und berühmt und Haupt eines eigenen Lehrhauses geworden war, begab er sich in seine Heimat, dorthin, wo seine Gemahlin die vielen Jahre auf ihn gewartet hatte. Er zog an der Spitze einer großen Schar von Jüngern und sandte einen voraus, der Frau seine Ankunft zu melden. Sie hatte nur ihre ärmlichen Kleider an, als sie ihm entgegenging; manche Freundin bot ihr ihren schönen Fuß, sie aber weigerte sich, ihn anzunehmen, und sagte: „Der Gerechte sieht nicht darauf, was der Mensch anhat.“ Als Akiba sie erblickte, umarmte und küßte er sie und sprach zu

seinen Schülern: „Was ich gelernt habe, und was ihr von mir gelernt habt – es ist alles ihr zu danken.“

Ihr Vater, der alte Kalba Sabua, bekam zu wissen, daß ein weiser und gelehrter Mann in die Stadt gekommen sei; er ahnte aber nicht, daß das der Hirte Akiba war. Da suchte er ihn auf, verbeugte sich vor ihm und sprach: „Ich habe vor vierundzwanzig Jahren meine Tochter verstoßen und habe damals geschworen, sie nie wieder aufzunehmen; nun aber bereue ich es, denn sie leidet große Not, und so frage ich dich, ob es möglich ist, mein Gelübde wieder zu lösen.“ Akiba fragte ihn: „Warum hast du denn deine Tochter verstoßen?“ Er antwortete: „Weil sie einen meiner Knechte zum Manne genommen hat, einen Burschen, der ihrer nicht wert war, der nicht einmal lesen und schreiben konnte.“ Akiba sprach: „Wenn aber der Mann so einer gewesen wäre wie ich, hättest du auch dann deiner Tochter gezürnt?“ Kalba Sabua rief aus: „Herr! Hätte der Mensch nur das Tischgebet sprechen können, ich hätte mich nicht geweigert, meine Tochter mit ihm zu vermählen, und hätte ihm gern die Hälfte meines Vermögens gegeben.“ Da sprach Akiba: „Sch bin Akiba, deiner Tochter Mann!“ Da umarmten und küßten sie einander und weinten, und alle, die das hörten, weinten mit vor Freude.

6. Der ungetreue Weggenosse

In der Zeit vor der Gesetzgebung, als Moses noch allein auf der Wanderschaft war, mit dem Stabe in der Hand, da begegnete ihm am Eingang zur Wüste ein umherziehender Mann, der einen Sack auf dem Rücken trug. Er gesellte sich zu unserm Meister und bat, ihn auf seinem Wege begleiten zu dürfen. Das war Moses recht. Der Genosse sagte, er habe zwei Brote in seinem Beutel, und da sagte ihm Moses, er selbst trage

drei Brote mit sich. Sie beschloffen, ihren Mundvorrat zusammenzutun, und der Kamerad, der sich gefällig zeigen wollte, nahm die ganze Last allein auf seinen Rücken.

Nachdem sie eine Weile gewandert waren, bekamen sie Hunger, zwei Brote wurden dem Sack entnommen, und jeder verzehrte eines davon. Als sie wieder an eine Wegkreuzung kamen, machten sie abermals Rast, und auch diesmal aß jeder ein Brot, und so war nur noch eines übrig. Am Abend sagte Moses zu seinem Genossen: „Jetzt nimm das fünfte Brot heraus, das wollen wir teilen.“ Aber da sprach der Gefährte: „Welches Brot meinst du? Ich habe keines mehr im Sack.“ Und er schwur, sie hätten nur vier Brote zusammen gehabt. Diese Lüge verdroß Moses, aber er sagte nichts.

Am nächsten Tage sahen sie einen Hirsch über den Weg rennen. Da schwang Moses seinen Stab, und der Hirsch blieb stehen, wie festgebannt. Moses schlachtete das Wild und gab es seinem Genossen, daß er es briete und zerlegte; er achtete aber genau darauf, daß das Fleisch von den Knochen gelöst wurde und die Knochen selbst ganz blieben. Als sie sich gesättigt hatten, legte Moses das Gerippe wieder so zusammen, wie es gewesen war, fuhr mit seinem Stabe darüber, sprach ein Gebet, und das Tier wurde lebendig. Nun sprach Moses zu dem Begleiter: „Ich beschwöre dich bei dem Namen dessen, der den Hirsch wieder zum Leben erweckt hat: sage mir, wo ist das fünfte Brot geblieben?“ Der Betrüger wiederholte: „Ich habe es nicht entwendet und nicht gegessen; es gab kein Brot mehr außer denen, die wir zusammen verspeisten.“ Moses erstaunte über solchen Troß, ließ sich aber nichts merken.

Nach einer Weile wurden die beiden Fußgänger durstig, es gab aber weit und breit keine Quelle und keinen Bach. Nur ein Fels stand da, gegen den schlug Moses mit seinem Stabe, und Wasser entquoll dem Stein. Die Wanderer tranken und erquickten

sich. Und abermals sprach Moses zu seinem Gefährten: „Bei dem, der das Wasser aus dem Felsen springen ließ – gestehe die Wahrheit ein: wo ist das fünfte Brot geblieben?“ Der Schamlose antwortete: „Ich habe nichts zu gestehen, denn ein fünftes Brot hat es nun und nimmer gegeben.“

Am Ende der Wüste stießen sie auf eine Siedlung und fanden dort die Menschen traurig und bekümmert: der Dorfvälteste war gestorben, der ihnen allen wie ein Vater war. Da nahm sich Moses der Leute an und wollte ihnen in ihrem Kummer helfen. Er ließ sich zu dem Verstorbenen führen, betete für ihn zu Gott, legte seinen Stab auf die Leiche, und der Tote erwachte wieder zum Leben. Und ein letztes Mal suchte Moses das Gewissen des Verstorbenen aufzurütteln, indem er sprach: „Ich beschwöre dich bei Gott, der den Toten hat auferstehen lassen: bekenne, wer es war, der das fünfte Brot genommen hat!“ Und wieder war die Antwort: „Ich weiß von nichts.“

Danach kamen sie wieder an den Wüstenrand, und Moses verließ den Begleiter für eine Weile, denn er wollte noch einmal baden. Den Stab aber gab er dem Gefährten, er solle ihn so lange halten. Der aber dachte bei sich, sobald er allein war: „Nun besitze ich den wundertätigen Stab und kann alles tun, was der andere verrichtet hat.“ Und er wartete gar nicht erst auf Moses, sondern ging allein weiter, bis er wieder eine Ortschaft erreichte. Vor dem Dorfe traf er einen Knaben, der einen Schaf hütete. Er erschlug den Knaben und wollte den Schaf rauben, da kamen die Dorfleute hinzu und umringten ihn. Er aber rief: „Jammert nicht um den Knaben; ich rufe ihn ins Leben zurück.“ Und er schwang den Stab über den Getöteten, genau, wie er es Moses hatte tun sehen, aber der Knabe blieb unbeweglich und regte sich nicht. Da wollten die Leute sich an ihm rächen und hätten ihn fast umgebracht. In diesem Augenblick kam Moses herzu, nahm geschwind den Stab wieder an

sich, vollbrachte das Wunder der Wiederbelebung an dem Knaben und rettete damit auch den treulosen Kameraden vor dem Zorn der Bauern. Es gibt einen Spruch: „Zwei, die nur vier Ellen weit miteinander geschritten sind – mit solchen rechtet Gott nicht“; der betrügerische Freund hatte es nicht verdient, daß man ihm hülfe, aber Moses sah in ihm den Reisegefährten, der mit ihm viele hundert Ellen Weges zurückgelegt hatte, und wollte ihn nicht im Stiche lassen.

Als sie das Dorf hinter sich hatten und Moses den Genossen nicht mehr in Not wußte, machte er wieder halt. Er schüttete drei Häuflein Erde auf, schwang seinen Stab darüber, und es wurden daraus drei Haufen Goldes. Nun sagte Moses: „Ein Haufe ist für dich und einer für mich; der dritte aber soll dem gehören, der das fünfte Brot gegessen hat.“ Da sprach der Habgierige: „Das bin ich gewesen! Also eigne ich mir auch den zweiten Haufen an.“ Moses sagte: „Gut, und ich gebe dir auch meinen Anteil, du sollst alle drei Goldhaufen haben.“ Und Moses trennte sich von dem Mitwanderer, und der wußte nicht, wohin Moses sich gewandt haben mochte.

Nun war es dem Betrüger darum zu tun, das Gold fortzuschaffen, und bald kam auch eine Karawane vorbei, eine Schar Männer mit Kamelen. Er bat sie, ihm zu helfen, er würde ihnen dafür ein Drittel des Schatzes geben. Das war ihnen recht, doch ließen sie ihn erst noch einmal ins Dorf gehen, damit er Brot für sie alle hole. Unterwegs beschloß der Bösewicht, das Brot zu vergiften, um die Leute umzubringen und allein in den Besitz des Goldes und der Kamele zu gelangen. Aber auch die Wüstenfahrer hatten sich vorgenommen, den Eigentümer des Goldes aus der Welt zu schaffen, damit sie den Schatz für sich hätten. Als der Betrüger mit dem Brote ankam, fielen sie über ihn her und erschlugen ihn. Danach aßen sie hungrig das mitgebrachte Brot auf, das Gift drang in ihren Körper, und sie

starben allesamt. So blieb das Gold ungehoben bis auf den heutigen Tag. Es liegt in der Wüste, von Staub und Sand verschüttet.

7. Die Honigkrüge *fn*

Eine Frau, die für sich allein lebte, mußte eine weite Reise antreten. Sie besaß aber eine Truhe voller Goldstücke, die sie nicht mitnehmen konnte, und sie sann hin und her, auf welche Weise sie sie in Verwahrung geben könnte. Schließlich besorgte sie sich einige Tonkrüge, füllte einen jeden bis zum Halse mit Goldmünzen und goß von oben eine Schicht Honig auf; von außen sah es nun so aus, als seien die Krüge gänzlich mit Honig gefüllt. Dann trug sie die Töpfe zu einem Manne, der als redlich galt, bat ihn, die Honigkrüge aufzuheben, bis sie zurückgekehrt wäre, und begab sich auf die Reise.

Während ihrer Abwesenheit aber ereignete es sich, daß der Mann, bei dem sie ihr Vermögen zurückgelassen hatte, das Verlobungsfest seines Sohnes feierte. Er hatte vergessen, rechtzeitig Honig zu besorgen, und da fielen ihm die Töpfe ein, die im Keller standen. Er stieg hinab, wollte etwas Honig mit dem Löffel abschöpfen und entdeckte das Gold. Auch die übrigen Krüge fand er, als er sie untersuchte, nur zum Schein mit Honig gefüllt. Da beschloß er, sich das Gold anzueignen; er schüttete den Schatz in einen großen Kasten und füllte dafür die Krüge gänzlich mit Honig.

Als die Frau wiedergekehrt war, holte sie ihre Töpfe ab. Zu Hause aber sah sie zu ihrem Schrecken, daß sie bestohlen worden war und das Gold sich nicht mehr in den Krügen befand. Sie stellte den Mann zur Rede, doch der leugnete alles ab. Dann ging sie zum Richter, der aber wußte ihr nicht zu helfen, da sie keinen Zeugen nennen konnte, der dabeigewesen war, als sie das

Gold mit einer Honigschicht überzogen und jenem Manne übergeben hatte. Zuletzt kam sie auch vor den König – es war Saul, der damals auf dem Throne saß. Saul sprach zu ihr: „Du tust mir leid, aber ich kann nicht zu deinen Gunsten entscheiden. Hättest du dem Bewahrer gesagt, daß die Krüge Gold enthalten, so hättest du ihn jetzt der Unredlichkeit beschuldigen können; da du ihn aber selbst getäuscht hast, so kann er immer vorbringen, daß die Krüge ihm voll Honig gegeben und von ihm voll Honig zurückerstattet seien.“

So ging das Weib verzagten Herzens davon und gedachte heimzukehren. Da traf sie unterwegs David, den künftigen König Israels, der zu der Zeit noch ein Hirtenknabe war und gerade die Herde heimtrieb. In ihrem Schmerze erzählte sie auch ihm, was ihr widerfahren war. Da sagte der Knabe: „Wenn mir der König die Erlaubnis gäbe, ich könnte den Fall entscheiden.“

Die Frau ging darauf wieder zu König Saul, und der ließ den jungen David vor sich kommen. Er sprach zu dem Hirtenknaben: „Weißt du hier Rat zu schaffen, so versuche es.“ Da ließ David die Frau die Krüge holen und bestellte auch den ungetreuen Mann vor das Schloßthor, wo er Recht sprechen wollte. Dann fragte der junge Richter die Frau: „Sind das wirklich die Töpfe, die du damals bei dem Mann zurückgelassen hast?“ Sie sagte: „Es sind dieselben Töpfe.“ David fragte den Mann: „Erkennst auch du das Geschir als dasselbe an, das in deinem Keller in Verwahrung war?“ Der Mann erwiderte: „Ich erkenne es an.“ Da ließ David neue, leere Töpfe bringen und schüttete den Honig aus den ersten Krügen in die zweiten. Danach hob er die geleerten Gefäße in die Höhe und warf sie auf die Erde, daß sie zerbrachen. Er untersuchte nun die Scherben, Stück für Stück, und siehe da, an einer Scherbe waren zwei Goldstücke klebengeblieben, die der Dieb nicht gesehen hatte.

Das war aber ein gültiger Beweis dafür, daß die Aussage der Frau zutrifft und die Töpfe in Wahrheit mit Gold gefüllt gewesen waren.

So kam der Betrug, den der Mann begangen hatte, an den Tag. David befahl ihm, der Frau das anvertraute Gold zurückzuerstatten, und ganz Israel freute sich des gerechten Spruches.

8. Die beiden Brüder

In einer Hafenstadt lebten einst zwei Brüder, der eine war reich, der andre war arm. Der Reiche war geizig, und der Arme war freigebig; hatte er nur eine Münze im Beutel und sollte auf dem Markte Nahrungsmittel besorgen, so gab er sie unweigerlich irgendeinem Bedürftigen, der ihm in den Weg kam, und kehrte mit leeren Händen nach Hause zurück.

Eines Tages hatte er wieder das Geld, das er für sein Haus verwenden sollte, bis auf ein paar Kupferstücke einem Notleidenden geschenkt und getraute sich nicht, in seine Wohnung zurückzukehren. Er ging in das Bethaus und fand dort viele kleine Kinder vor, die sammelten die Strogim auf, die vom Sukkotfest her liegengeblieben waren; nachdem nämlich der letzte Segen über die Früchte gesprochen worden war, achtete man ihrer nicht mehr und überließ sie den Kindern. Da kam dem Armen ein Einfall, und er las gleichfalls Strogim zusammen und füllte mit ihnen seinen Schurz. Für seine letzte Barschaft erwarb er einen Tragkorb, in den er die Früchte tat. Damit ging er zum Hafen und bat einen Schiffsherrn, ihn mitzunehmen, wohin es auch sein möge; er würde ihm unterwegs Arbeitsdienste leisten und damit die Überfahrt bezahlen. „Wer weiß“, dachte er bei sich, „vielleicht finde ich woanders mein Glück?“ Das Schiff landete in einem Königreich. Der Arme mit seinem Korbe stieg aus und fand alle Einwohner, denen er begegnete,

sehr bekümmert: die Königstochter war krank geworden, und es war niemand da, der sie heilen konnte. Als der Mann das hörte, dachte er: „Vielleicht kann die Frucht, die ich aus der Heimat mitbringe, dieser Kranken Hilfe schaffen; vielleicht ist mir deshalb der Gedanke gekommen, das, was sonst weggeworfen worden wäre, aufzuheben.“ Und er ging zum Schlosse des Königs und sagte: „Ich habe ein Heilmittel für die Königstochter.“ Die Hofleute wollten ihn abweisen, als aber der König von ihm erfuhr, ließ er ihn vor. Der Mann zerschnitt eine Frucht in viele Stückchen und reichte sie der Königstochter auf einer Schale; wie sie den Duft einatmete, wurde ihr Gesicht frischer, und ihre Schwäche fing an zu weichen. Als der König sah, wie gut die Arznei anschlug, ließ er sich alle Etrogim geben und füllte dem Manne den Korb mit Gold. So kehrte der glücklich in die Heimat zurück.

Als der reiche Bruder diese Geschichte vernahm, ergriff ihn der Neid, und er beschloß, es dem Armen gleichzutun. Er ließ in der Stadt ausrufen, daß er alle zurückgebliebenen Etrogim aufkaufe, eine Silbermünze für jedes Stück, und füllte ein ganzes Schiff mit dieser Ladung. Vor dem fremden König angelangt, sprach er: „Vor kurzem war einer von uns bei euch mit der heilsamen Frucht, die in unserem Lande wächst, aber er konnte euch nur wenig davon geben, und es sind doch wohl noch mehr Kranke im Lande, die der Heilung bedürfen. Ich aber bringe euch ein Schiff voll dieser Ware.“ – Da machte man einen Versuch mit einer Magd im Schlosse, die an derselben Krankheit litt, aber siehe da, die Frucht half ihr nicht.

Es entstand ein Aufruhr gegen den fremden Mann, man hielt ihn für einen Betrüger und bewarf ihn mit seinen eigenen Früchten, bis er starb.

9. Die drei Lehren des Vogels

Ein Vogelsteller fing einst in seinem Netz einen kleinen Singvogel. Der bat den Mann, ihm das Leben zu schenken, er wolle ihm dafür drei nützliche Lebensregeln sagen. Da ließ sich der Mann erbitten und schwur dem Vogel zu, ihn freizugeben. Nun begann der Vogel und sprach: „Du Menschensohn – ich verkünde dir drei Lehren, an die sollst du dich kehren: Ist's einmal geschehen, so laß es gehen; macht man dir etwas weis, so glaub's nicht ohne Beweis; suche nicht zu erlangen, was sich nie läßt fangen.“

Und der Vogel schwang sich in die Höhe und setzte sich auf den Gipfel eines Baumes. Von hier aus verspottete er den Mann und sprach: „Wie töricht bist du gewesen, daß du mich hast fliegen lassen! In meinem Leibe steckt ein kostbarer Stein, wie ein Straußenei so groß. Und hättest du mich getöbet und den Stein an dich genommen, du wärest ein reicher Mann geworden für dein ganzes Leben.“

Als der Mann das hörte, grämte er sich sehr und versuchte, den Baum zu erklettern, um den Vogel noch einmal in seine Hand zu bekommen. Aber er stürzte ab und brach sich ein Bein. Nunmehr lachte der Vogel noch höhnischer und sagte zu dem Mann: „Du Menschensohn, wie vergaßest du meine guten Ermahnungen so schnell. Ich sagte dir: bereue nimmer, was geschehen ist! Und dir tat es gleich leid, daß du mich losgelassen hattest. Ich sagte dir: glaube nicht alles, was man dir weismachen will! Und als ich von dem Straußenei fabelte, das in meinem Leibe sei, nahmst du es gläubig auf, obgleich ich doch ein so kleines Tierchen bin. Ich sagte dir als letztes: Was sich nicht erreichen läßt, dem strebe nicht nach! Und du wolltest es unternehmen, einem Geflügelten nachzusteigen und es mit der Hand zu fangen! Auf deinesgleichen hat schon Salomo in seinen

Sprüchen hingewiesen, als er sagte: „Beim Verständigen wirkt ein mahnendes Wort mehr als beim Toren hundert Schläge.“

10. Wandel des Glückes *Jn*

Es war einmal ein reicher Mann, der wollte mit seinem Gelde gern ein gutes Werk verrichten, hatte sich aber vorgenommen, nur einem solchen Menschen zu helfen, der alle Hoffnung in diesem Leben verloren hätte. Eines Tages sah er einen zerlumpten Bettler auf einem Kirchthausen sitzen und darin nach Nahrungsabfällen suchen. Da sagte der Mann bei sich: „Dieser hier hat sicher keine Hoffnung mehr; ihn also will ich aufrichten.“ Und er trat an ihn heran und bot ihm hundert Goldstücke. Der Arme wunderte sich und sprach: „Warum willst du gerade mich so reich beschenken?“ Der Reiche sagte: „Ich habe gelobt, nur an denen Gutes zu tun, die allen Glauben an das Glück dieser Welt verloren haben.“ Darauf erwiderte der Arme: „Nur der Narr und der Verstockte verzweifeln am Dasein; ich vertraue auf Gott und auf die Gnade meines Schöpfers.“

Da geriet der Reiche in Zorn und sprach bei sich: „Wie gebärdet sich dieser Bettler bloß, der im Unrat wühlt! Er will mich gar noch belehren. Nun aber soll niemand mein Geld haben; ich werde es auf dem Friedhofe vergraben, bei den Toten, die allein keine Hoffnung mehr haben.“ Und er tat so.

Danach vergingen viele Jahre; der reiche Mann wurde arm, und es blieb ihm nichts mehr übrig von dem, was er früher besessen hatte. Als er sich nun in Not geraten sah, entsann er sich des Geldes, das er einst auf dem Totenacker versteckt hatte, und ging hin, um es wieder auszugraben. Da ergriffen ihn die Wächter des Friedhofes und brachten ihn vor den Stadtältesten. Der Stadtälteste aber war jener Arme, den der Reiche einst auf dem

Misthaufen hatte sitzen sehen. Sein trauriges Geschick hatte sich zum Guten gewandt; da er ein kluger und rechtschaffener Mann war, setzten ihn die Bürger, die gerade einen Stadtältesten brauchten, zum Haupte über sich. Die Aufseher führten ihm den Verarmten vor und sagten: „Herr, dieser Mann wurde von uns dabei ertappt, wie er den Friedhof berauben wollte.“ Der Beschuldigte sprach: „Mein Herr, bewahre, daß ich eine so schmachliche Handlung zu begehen im Sinne gehabt hätte, aber so und so ist es mir ergangen.“ Und er erzählte dem Stadtoberhaupte, was sich mit ihm begeben hatte.

Da sagte der Älteste: „Ich bin jener Arme, der damals im Kote lag, und von dem du dachtest, daß er an allem Guten verzweifelte. Aber erkenne jetzt, daß der Mensch niemals die Hoffnung verlieren darf; es mag ihm noch so übel ergehen – schon der nächste Tag kann ihm Rettung bringen. Und wiederum, wer so übermütig ist in seinem Reichtum, daß er das Gold zum bloßen Spott verscharrt, der wird eines Tages gezwungen sein, es auszugraben, um sein Leben zu fristen.“

Und der ehemals Arme nahm sich des Gefangenen an, ließ ihn straffrei ausgehen, gab ihm sein Gold zurück und machte ihn zu seinem Freunde.

11. Des Weisen Besitz *Jn*

Einst fuhren Handelsleute auf einem Schiff, und mit ihnen zusammen war ein schriftkundiger Mann. Diesen fragten die Reisenden: „Wo hast du deine Ware?“ Der Weise erwiderte: „Sie ist in einem Kasten wohlverwahrt.“ Da suchten die Kaufleute das ganze Schiff ab und fanden nichts, was dem Manne gehörte. So singen sie über ihn zu spotten an. Als aber das Schiff im Hafen anlangte, kamen räuberische Zollpächter, nahmen alles weg, was auf dem Schiffe war, und ließen den Leu-

ten nichts übrig. Der Fromme aber ging in das Lehrhaus des Ortes und las dort aus der Schrift. Die Einwohner der Stadt erwiesen ihm große Ehren und baten ihn, mit ihnen zu essen und zu trinken. Da kamen die Reisegefährten des Mannes zu ihm und sprachen: „Leg ein gutes Wort für uns ein bei den Bürgern, daß sie sich unser annehmen und uns nicht Hungers sterben lassen.“ Das tat der Fromme, und die Kauffahrer wurden gleich ihm mit Achtung empfangen.

Daher heißt es in den Sprüchen Salomos: „Heil dem Manne, der Weisheit gefunden hat! Weisheit erwerben ist mehr als Gut und Geld.“

12. Der bekehrte Dieb

Der Meister Simon ben Schetach wußte jedem, der in Not war, einen Rat zu geben. Eines Tages kam zu ihm ein Jüngling, der sagte: „Ich bin ein heillosler Dieb. Gehe ich irgendwo etwas liegen, was mir gefällt, so stehle ich es und muß es besitzen. Ich weiß, daß das unrecht ist, und wie gerne würde ich meinen Wandel bessern! Aber mein Hang gewinnt immer wieder über mich Gewalt.“

Simon ben Schetach sprach: „Es ist mir ein leichtes, deine Krankheit zu heilen; nur eines ist nötig, daß du mir in die Hand versprichst, niemals zu lügen – dann wirst du von deinem Laster befreit sein.“ Da sagte der Jüngling: „Was du mir auferlegt hast, ist nicht schwer zu befolgen. Ich schwöre dir hiermit, daß ich nie mehr lügen werde.“

Nach einigen Tagen begab es sich, daß der Nachbar des Jünglings über Land ging und sein Haus, in dem es viele goldene und silberne Geräte gab, unvergeschlossen ließ. Da ergriff den Jüngling seine frühere Lust; er stahl alles aus dem Hause, Kleider und Geräte, Schmuck und Kostbarkeiten. Als er aber im

Hinausgehen war, sprach er bei sich: „Wenn der Mann zurückkehrt und seiner Habe wegen ein Geschrei erhebt – wie werde ich ihm da Rede stehen können? Fragt er mich: Hast du keinen Dieb gesehen, der sich an meinem Haus zu schaffen machte? Hast du kein Geräusch gehört von fremder Füße Schritten in meinem Hause? Weißt du nicht, wohin mein Hab und Gut gekommen ist? – Was soll ich ihm da antworten? Da ich nicht lügen darf, muß ich ihm alles gestehen; leugne ich aber, so habe ich meinen Schwur gebrochen.“

Und er trug, was er genommen hatte, sogleich zurück und begriff den weisen Rat des Simon ben Schetach.

13. Ehre Vater und Mutter

Zur Zeit des zweiten Tempels lebte in der Küstenstadt Askalon ein frommer Heide mit Namen Dama, Sohn Netinas, der dadurch bekannt geworden ist, daß er seine Eltern besonders hoch ehrte. Er war schon ein erwachsener und angesehener Mann, und es konnte geschehen, daß seine Mutter in Zorn geriet und ihn im Beisein seiner Freunde zurechtwies, als wäre er noch ein Knabe; aber er nahm alles geduldig hin, widersprach ihr nicht und vergaß keinen Augenblick, daß sie seine Mutter war.

Eines Tages kamen die Weisen Israels zu ihm und wollten bei ihm einen besonders kostbaren Edelstein kaufen, den sie für das Gewand des Hohenpriesters brauchten. Dieses schmückten zwölf Edelsteine, nach der Zahl der zwölf Stämme Israels, und ein Stein war verlorengegangen. Sie boten dem Dama tausend Goldstücke für den Diamanten, von dem sie wußten, daß er ihn in seiner Truhe hatte. Dama ging nun nach hinten in das Gemach, um den Stein zu holen, da lag sein Vater schlafend in einem Lehnstuhl und hatte die Füße auf den Kästen gestützt, der die Edelsteine enthielt. Dama wollte ihn nicht wecken und

kam mit leeren Händen zu den Weisen heraus. Als sie ihn ohne den Stein kommen sahen, meinten sie, er habe sich den Handel inzwischen überlegt und es reue ihn, die Kostbarkeit für den vereinbarten Preis abzugeben; da sie nun das Kleinod sehr nötig hatten, erhöhten sie ihr Gebot und waren bereit, ihm das Zehnfache zu zahlen. Inzwischen erwachte Damas Vater von seinem Schlafe, Damas konnte an die Truhe heran, nahm den Edelstein heraus und reichte ihn den Käufern. Diese wollten ihm nun zehntausend Goldstücke geben, aber der fromme Heide weigerte sich, den hohen Preis zu nehmen, und sagte: „Ich will nur das haben, was ihr zuerst mir geboten habt; es sei fern von mir, daß ich dadurch reich würde, weil ich meines Vaters Schlaf nicht habe stören wollen!“

14. Der gerechte König Monobazos

Im Reich Abiabene, das dort gelegen war, wo der Tigris fließt, regierte der gerechte König Monobazos. Seine Väter hatten große Schätze aufgehäuft; alle Könige, die vor ihm gewesen waren, hatten nur das eine Ziel vor Augen: Gold, Silber und Edelsteine zu raffen und ihren Reichtum zu mehren. Aber als Monobazos zur Herrschaft kam, ließ er die Schatzkammern öffnen und verteilte alles, was darin war, an die Armen des Landes. Für sich selbst behielt er nichts übrig.

Seine Höflinge stellten ihn zur Rede und sprachen: „Hast du nicht leichtsinnig zerstreut, was deine Väter mühsam eingesammelt haben? Siehe, du hast zertrümmert, was sie erbauten; du hast vernichtet, was sie begründeten. War dieses dein Tun gerecht?“

Monobazos erwiderte und sprach: „Nicht doch! Ich habe nicht verschwendet, sondern gerade gespart; ich habe nicht niedergezissen, sondern aufgerichtet; nicht zerstört, sondern erhalten.

Meine Ahnen taten Haufen Goldes zusammen und ließen es liegen, unbewegt und nutzlos wie Steine; sie selbst und ihr Volk genossen nichts davon, und es hätte keinen Unterschied gemacht, wäre das Gold überhaupt nicht vorhanden gewesen. Ich aber habe die Schätze denen gegeben, die sie brauchen und in lebendiges Gut umsetzen können. Sie werden nun anfangen, an ihrem Hause zu bauen, und in dem Maße, wie ihr Wohlstand steigt, wird auch die Wohlfahrt des ganzen Landes steigen. Meine Väter trugen zusammen, was sie nur finden und erlangen konnten, ob mit Recht oder Unrecht, sie schlossen alles in Kammern ein und zogen den Schlüssel ab. Ich aber habe die Schlüssel zu den Schatzkammern dem Volke anvertraut. So sind in Wahrheit meine Vorfahren arm zu nennen, denn sie waren, bei all ihrem Reichtum, Herren über ein armes Land; ich aber, wiewohl ich selbst nichts mehr besitze, bin reich zu nennen, denn ich bin Herr über ein reiches Land.“

15. Krug und Inhalt

Es gab einen Mann in Israel, der war sehr weise und gelehrt, auch fromm und tugendhaft; aber er hatte ein häßliches Gesicht und eine verkümmerte Gestalt. Eines Tages sah ihn die Tochter des römischen Kaisers und fragte: „Wie kommt es, daß dein Geist, der so überragend ist, in einem so häßlichen Körper wohnt?“ Hierauf sprach der Weise: „Frage deinen Vater, in welchen Gefäßen der Wein in seinen Kellern aufbewahrt ist.“ Sie sprach: „Ich weiß es wohl, wir halten ihn in irdenen Krügen.“ Da sagte der weise Mann: „So ist doch kein Unterschied zwischen dem Hause des Königs und dem Hause des einfachen Mannes! Auch der Bürger hebt seinen Wein in Tongefäßen auf. Aber einem König geziemt es, silberne oder gar goldene zu verwenden.“ Die Prinzessin befahl, daß man den Wein in

Goldgefäße umgieße. Als aber das nächste Mal Wein gebraucht wurde, fand sich's, daß er sauer geworden war.

Da begriff die Königstochter den Sinn jener Worte und verstand die Lehre, die ihr gegeben worden war: der köstliche Wein hält sich gerade im unscheinbaren Gefäße, und so steckt die höchste Weisheit oft in dem, dem man es nicht ansieht. Man verspottete keinen wegen seiner Häßlichkeit und urteilte nicht nach dem Äußeren.

So heißt es auch in den Sprüchen der Väter: „Schaue nicht auf den Krug, sondern auf das, was darin ist.“

16. Die Gabe des Ärmsten 170

Einst lebte ein frommer Mann, der war hoch gelehrt, aber sehr arm und mußte sich um jede Mahlzeit sorgen. Gemeinsam mit seiner Frau bewohnte er ein kleines Stübchen; sie besaßen kein einziges Hausgerät und schliefen auf bloßem Stroh.

Wiewohl nun die Frau geduldig und sanftmütig war, sprach sie eines Tages zu ihrem Mann: „Wie kommt es, daß wir so arm sind und nichts unser eigen nennen? Ich begehre ja keinen Reichtum und keine Fülle von Gütern, aber, daß wir es so schwer haben und uns um das tägliche Stückchen Brot bangen müssen – ist das gerecht?“

Während sie so redete, klopfte es ans Fenster. Ein Mann stand draußen und sagte: „Ihr guten Leute, wollt ihr mir helfen? Unser Kind ist krank geworden und mußte auf frisches Stroh gebettet werden, ich kann aber keins kaufen. So muß ich es mir im Dorfe zusammensuchen, und ihr seid die ersten, zu denen ich komme.“ – Als bald nahm die Frau beide Hände voll Stroh und gab es dem Armen, der sie segnete und weiterzog. Als er fortgegangen war, sprach der Mann zu seiner Frau: „Sieh doch, welches Wunder Gott an uns tut; er zeigt uns, daß es

noch größere Not gibt als die unsre, und macht uns unversehens reich, indem er uns anderen helfen läßt.“

Der Bettler aber, der die beiden heimgesucht hatte, das war der Prophet Elia, der seit den Tagen des Königs Achab auf Erden wandelt, Arme und Kranke aufsucht, sie tröstet und heilt, die Gerechten stärkt und die Bösen warnt. In der Pessachnacht ist er unsichtbar jedes Juden Gast, und man stellt für ihn einen Becher Wein hin, den Kelch Elias. Er war auch diesem frommen Paar erschienen, um sie nicht verzagen zu lassen wegen ihres Elends.

17. Alles zum Guten 171

Es gab einen Weisen zur Zeit des Talmud, der war sanftmütig und gottergeben und hatte eine Redensart, die er immer anwandte, auch wenn ihm etwas Schlimmes zustieß: „Gam su letoba, auch das führt zum Guten!“

Eines Tages mußte er einen weit entfernten Ort aufsuchen. Er sattelte seinen Esel, denn er hatte mehrere Tage zu reiten, belud ihn mit seinem Mantelsack, führte auch einen Hahn mit sich, damit ihn der an jedem Morgen wecke, und nahm eine Kerze mit, um in der Herbergsstube, wo er über Nacht blieb, Licht zu haben. Aber die Leute, zu denen er am Abend des ersten Tages kam, waren böse gesinnt und wollten ihm kein Quartier geben, und so mußte er auf die Landstraße zurück und im Freien übernachten. Er war jedoch nicht verdrossen und sagte gleichmütig vor sich hin: „Auch das führt zum Guten!“ Wie er noch im Dunkeln ritt, stolperte der Esel über einen Stein und stürzte so unglücklich, daß er tot liegen blieb. Der gute Mann sagte: „Schade um das brave Tier! Aber, wer weiß, vielleicht führt auch das zum Guten.“ Er setzte sich nieder, da hörte er seinen Hahn jämmerlich schreien; eine Kage war vorbeigestrichen und

erwürgte ihn. „Auch das führt zum Guten“, sagte der Mann. Er zündete seine Kerze an, um die Stelle zu beleuchten, aber ein Windstoß blies sie ihm wieder aus. Der Mann murrte nicht und sagte: „Gam su letoba.“ Und so verbrachte er einsam und verlassen die Nacht.

Am Morgen ging er wieder an der bewohnten Stätte vorbei, wo er den Abend zuvor abgewiesen worden war. Da sah er, daß das Haus ganz verwüstet war und von den Menschen verlassen. Räuber hatten in der Nacht das Anwesen überfallen, alles geplündert und die Wirtsleute verschleppt. Hätte nun der fromme Mann in der Herberge Obdach gefunden, so wäre es ihm ebenso ergangen; hätten der Esel und der Hahn gelebt, sie hätten ihn durch ihre Stimmen verraten; wäre die Kerze brennen geblieben, sie hätte den Räubern den Weg zu ihm gezeigt. Also hatte er recht, als er bei jedem Unfall sagte: „Auch das führt zum Guten!“

18. Kamza und Bar Kamza

Zur Zeit des zweiten Tempels, als Jerusalem noch stolz und mächtig schien, aber die Römer es schon auf die heilige Stadt abgesehen hatten, lebte ein reicher Mann daselbst und führte ein großes, gastfreies Haus. Der Mann hatte einen sehr guten Freund und einen sehr bösen Feind, und beider Namen klangen fast gleich: der Freund hieß Kamza, der Feind Bar Kamza.

Eines Tages machte der Reiche ein großes Fest und lud alle Vornehmen Jerusalems ein. Als er aber dem Diener auftrug, seinen Freund Kamza zu rufen, verhörte sich der und lud statt dessen Bar Kamza zu Gaste; er war nämlich neu im Dienst und kannte die Freunde des Hauses noch nicht. Bar Kamza verwunderte sich, als er den Boten kommen sah, aber er dachte, der Reiche wolle sich mit ihm versöhnen, und so mochte er nicht

halsstarrig erscheinen und ging willig mit. Er ließ sich in den Saal führen und setzte sich an die Tafel, mitten unter die andern Gäste, an den Platz, der für Kamza bestimmt war. Als aber der Hausherr in der Schar seiner Gäste seinen Todfeind Bar Kamza erblickte, schrie er ihn an: „Wie wagst du es, du Schamloser, vor mir zu erscheinen, wo ich dich nie und nimmer gerufen habe? Fort aus meinem Angesicht!“ Bar Kamza erbleichte bei dieser Beschimpfung, und das Herz krampfte sich in ihm zusammen, so beschämt und gedemütigt fühlte er sich. Aber er faste sich und versuchte, den Zornigen zu begütigen. Er sprach: „Mein Herr, ich habe übel daran gehandelt, daß ich zu dir gekommen bin. Es war wohl ein Irrtum, daß man mich gerufen hat. Aber da ich schon hier bin, verjage mich nicht und laß mich hier bleiben. Ich will dir alles erstatten, was ich hier genieße. Du sollst durch mich keinen Schaden haben!“ – Allein der Hausherr verharrte in seinem ungerechten Grimm und ließ sich nicht erbitten. „Auch wenn du“, so sprach er, „mir bezahlst, was alle Gäste zusammen hier verzehren, ich dulde dich nicht in meinem Hause!“ Und er gab seinen Sklaven einen Wink, den Wehrlosen auf die Straße hinauszustoßen.

So hatte der unnachsichtige Mann die schwerste Sünde begangen, die es gibt: daß er seinen Nächsten im Beisein anderer Menschen beschämte. Diese Schuld aber machte das Maß der Sünden Jerusalems voll, und Gott ließ die Stadt von Titus erobern.

Unsre Weisen haben uns gelehrt: „Wer das Angesicht seines Nächsten im Beisein anderer erbleichen läßt, der vergießt Menschenblut.“

Quellen und Anmerkungen

1. Palästina-Erzählung; Maasse Nissim, Bagdad, Nr. 35. Vgl. Micha Josef bin Gorion, Der Born Judas, Neue Ausgabe 1934, Nr. 282.
2. Auslegung von Sprüche 15, 17; Midr. Mischle 3. St. Born Judas, Nr. 26.
3. Populäre Talmudgeschichte (Schabbat 31a) – Born Judas, Nr. 57 – hier nach der Version Abot R. Nathan, 2. Fassung, Nr. 29 (ed. Schechter, 30b).
4. Vereinigung mehrerer Einzellegenden aus dem Talmud (Berachot 17b, 33a; j. Demmai I, 22a u. ö.). Born Judas, Nr. 58.
5. Ketubbot 62b; Nedarim 50a; Abot R. Nathan, 1. Fassung, Nr. 6; 2. Fassung, Nr. 15. Born Judas, Nr. 66–67.
6. Spätere Moses-Geschichte, von S. Krauß mitgeteilt (ha-Goren VIII, 21–23). Born Judas, Nr. 2. Vgl. Grimms Märchen, Nr. 81.
7. Jüd. Version eines verbreiteten orientalischen Motivs; Dzar Midraschim, ed. Eisenstein, 533. Born Judas, Nr. 6.
8. Midr. Wajikra rabba XXXVII 2. Born Judas, Nr. 163.
9. Jüd. Bearbeitung aus „Prinz und Derwisch“, mit Sprüche 17, 10 verbunden (nach einer Version, von L. Ginzberg in ha-Goren IX, 41–42, mitgeteilt). Born Judas, Nr. 174.
10. R. Nissim, Chibbur Taffe. Born Judas, Nr. 166.
11. Midr. Tanchuma, Teruma 2, mit Sprüche 3, 14 verbunden. Born Judas, Nr. 112.
12. Sfuma ka-Midgalot, Berlin 1700, S. 9b–10a. Born Judas, Nr. 54.
13. j. Pea I, 15c; b. Schabbat 31a–b u. ö. Born Judas, Nr. 64.
14. Tosefta Pea IV, 18.
15. Taanit 7a; der Held ist Josua ben Chananja. Der Spruch am Ende aus Pirke Abot IV, 20.
16. Nedarim 50a, von Akiba erzählt; ein Teil des Akiba-Romans, der in 5 dargestellt ist.
17. Berachot 60b, von Akiba erzählt; der Ausspruch selbst geht auf Nachum Isch Gamsu, einen Lehrer Akibas, zurück.
18. Gittin 55b, im Original mit dem realeren Ausgang, daß Bar Kamza die Juden den Römern verriet. Der Spruch am Ende aus Baba Mezia 58b.

Druck der Offizin Haag-Druckerei u. S. in Leipzig

Nicht entleihbar

73 65046 1

JÜDISCHE LESEHEFTE

UNTER MITWIRKUNG

DER REICHSVERTRETUNG DER DEUTSCHEN JUDEN

HERAUSGEGEBEN VON

STUDIENRAT DR. ADOLF LESCHNITZER

Aus Midrasch und Agada

HEFT 3

Den Sammlungen

Micha Josef bin Gorions entnommen

und von Nahel und Emanuel bin Gorion

neu erzählt

Bestellnummer 5003

SCHOCKEN VERLAG • BERLIN 1934



U
LES

Aus Midrasch und Agada

Heft 3

Den

Sammlungen Micha Josef bin Sorions

entnommen und von

Rahel und Emanuel bin Sorion

neu erzählt

Schocken Verlag Berlin / 1934

2106

U
LES
GERMANIA JUDAICA

Kölnner Bibliothek

zur Geschichte des deutschen Judentums

Druck der Offizin Haags-Drugulin & Co. in Leipzig

62-254

Aus der Urzeit

1. Adams Leib

Gott ließ einen Nebel aufsteigen, der befeuchtete die ganze Erde. Danach begann er, den Menschen aus dem feuchten Lehm zu formen, und er nahm dazu Erde von allen vier Enden der Welt. Warum hat er das getan? Er sprach bei sich: „Wohin der Mensch auch verschlagen wird, welches Land er betritt, in welche Gegend er kommt – überall sei der Acker die Erde, aus der er bereitet ist, überall sei die Erde sein Mutterboden. Ob er sich nordwärts oder südwärts, ostwärts oder westwärts wendet – in dem Augenblick, da ihn der Tod ereilt, soll das Stückchen Erde, in dem er begraben wird, sagen dürfen: Aus mir bist du genommen, zu mir kehrest du zurück!“

2. Die Bäume und das Eisen

Als Gott die Bäume schuf, reckten sie sich stolz in die Höhe und dünkten sich erhaben über alles, was bereits geschaffen war. Da deckte Gott das Innere der Erde auf, und das Eisen wurde sichtbar. Die Bäume erblickten es und begannen zu beben. Sie sprachen: „Wehe uns! Nun ist die Art da, mit der wir umgehauen werden.“ Das Eisen aber sprach: „Nicht das Eisen allein macht die Art, es gehört noch der Stiel dazu, und der Stiel ist aus dem Holz eines Baumes gemacht. Wenn euer Holz dem Beile nicht zum Griffe dient, kann euch das Eisen keinen Schaden tun.“

3. Der Schlaf

In sechs Tagen schuf Gott Himmel, Erde und Meer, Gras, Kräuter und Bäume, alle Tiere und zuletzt die Menschen. Und Gott segnete die Menschen, daß ihrer immer mehr werden sollten, bis sie die ganze Welt erfüllten. Als die Erde diese Worte Gottes hörte, wurde sie voller Angst und sprach: „Herr der

Welt! Der Mensch wird sich von all dem ernähren, was ich wachsen lasse und was auf mir lebt; aber wenn der Menschen zu viele werden, werde ich ihren Hunger nicht mehr stillen können; meine Kraft reicht nicht hin, die ganze Menschheit zu speisen.“

Da antwortete Gott der Erde und sprach: „Es sei dir nicht bange; ich und du, wir wollen gemeinsam den Menschen ernähren. Du gib ihm seine Nahrung am Tage, ich gebe sie ihm in der Nacht.“ – Und Gott schuf den Schlaf, der den Menschen in der Nacht umhüllt.

So liegt der Mensch in der Nacht vom Schlafe umfangen da, und der Schlaf ist ihm wie Speise und Trank, er gibt ihm Ruhe, stärkt ihn mit neuer Kraft und erquickt ihn.

4. Die erste Nacht des ersten Menschen

Einen einzigen Tag verlebte Adam, der erste Mensch, im Garten Eden. Am Morgen, als er erschaffen war, setzte ihn Gott ins Paradies und verbot ihm, von der Frucht des Baumes, der mitten im Garten wuchs, zu essen. Und es war noch heller Tag, als Adam den Befehl übertrat und aus dem Eden vertrieben wurde, um künftig die Erde zu bebauen, von der er stammte, und im Schweiß seines Angesichts sich das Brot zu erarbeiten. So blieb er mit Eva allein draußen auf dem Felde und fing an, den Acker umzugraben, auf dem das Korn wachsen sollte.

Doch allmählich wurde es um ihn dunkler und dunkler, die Sonne neigte sich gegen Westen und versank, die letzte Helligkeit des Tages schwand, und es wurde Nacht. Da erschrak Adam sehr und dachte, die Welt wolle wieder untergehen. Er sprach: „Wehe mir! Weil ich gesündigt habe, wird es rings um mich finster, und die Erde droht abermals so wüst und leer zu werden, wie sie zuerst gewesen ist. Das ist wohl der Tod, den Gott über mich verhängt hat, weil ich ungehorsam war.“ – Und er saß da und weinte die ganze Nacht hindurch. Eva saß an seiner Seite und weinte mit ihm.

Aber da, mit einem Male, begann das Dunkel sich wieder zu

zerstreuen, die Morgendämmerung kam herauf, am Horizont im Osten zeigte sich die Röte des neuen Tages, und der Sonnenball wurde sichtbar. Als Adam die Erde wieder hell werden sah, ward er voll großer Freude und rief aus: „So ist das also das Geseß der Welt, und immer folgt der Tag auf die Nacht!“ Und er fiel auf die Knie und dankte Gott, der ihn die Ordnung der Welt hatte erkennen lassen.

5. Der Lobgesang der Wasser und die Sintflut

Im Anfang war die Welt von wilden Wasserfluten erfüllt, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Da ließ Gott das Wasser auseinanderlaufen, das trockene Land, die Erde, wurde sichtbar und bekleidete sich mit Gräsern und Pflanzen. Die Tiere wurden geschaffen, danach der Mensch, und die Menschen lebten von Adam bis zu den Tagen Noahs auf der Erde und wurden immer böser. Als Gott das sah, dachte er bei sich: „Wie war die Welt doch viel friedlicher, als sie nur aus Wasser bestand!“ Und er rief die Wasser zurück, die Flüsse traten aus den Ufern, das Meer überschwemmte die Dämme, die Brunnen der Tiefe brachen auf, und ein unendlicher Regen strömte vom Himmel herab: die Sintflut spülte alles Lebende hinweg, und die Welt war wieder so wie vor der Schöpfung.

Gott verfuhr hierbei, wie einst ein König getan hat; der hatte sich ein neues Schloß gebaut und Diener bestellt, die ihm aufwarten sollten. Das waren aber alles stumme Knechte, die nicht sprechen konnten; sie traten jeden Morgen vor ihren Gebieter und begrüßten ihn mit ehrerbietiger Gebärde, aber wortlos. Da dachte der König bei sich: „Wenn diese hier der Sprache mächtig wären, wie würden sie mich preisen!“ Und der König nahm sich andere Diener ins Schloß, welche reden konnten. Die aber, sobald sie ins Schloß gekommen waren, wurden frech und aufässig und riefen: „Dieses Schloß gehört von Rechts wegen uns und nicht dem König; wir können hier schalten und walten, wie es uns gefällt.“ – Als der König das hörte, sprach er: „Es kehre die alte Ordnung wieder; die früheren Diener mögen hier

wohnen.“ – Und er warf die Redenden hinaus und holte die Stummen zurück.

So war es auch mit dem Erigen, als er die Sintflut kommen ließ. Am Anfang der Schöpfung war es das Wasser, das stumme Element, welches den Namen Gottes rühmte. Da sprach der Herr: „Wenn nun diese hier mich preisen, die keinen Mund haben und der Rede nicht kundig sind, wie wird mich da erst der Mensch, der sprach- und redebegabte, loben!“ Und Gott schuf den Menschen. Aber da kam das sündige Geschlecht, das auf Gott nicht hören wollte und alle seine Gebote übertrat. Nunmehr sprach Gott: „Fort mit diesen hier; es mögen wieder herkommen, die zuvor hier waren!“ – Und die Wasser ergossen sich über die Erde.

6. Die Merkmale des Alters

Von Adam, dem ersten Menschen, bis auf Abraham, den Erzvater, waren es zwanzig Geschlechter. Aber immer, sobald die Söhne herangewachsen waren, glichen sie ihren Vätern, und es gab keinen Unterschied zwischen alt und jung. Wenn man den Vater mit seinem Sohne sah, mochte man sie für Brüder halten. Abraham war der erste, der die Merkmale des Alters tragen sollte.

Eines Tages sprach Abraham zu Gott: „Siehe, wenn ich mit meinem Sohn Isaak eine Stadt aufsuche, wo man uns nicht kennt, wissen die Leute nicht, welcher der Vater ist und welcher der Sohn. Du mußt einen Unterschied machen zwischen der Jugend und dem Alter, und dem Alter ein Zeichen verleihen, damit der Greis vom Jüngling geehrt werde.“ – Da sprach Gott: „Wohlan, mit dir will ich den Anfang machen.“

Und Abraham legte sich diese Nacht schlafen und erwachte am andern Morgen. Als er aber aufstand, sah er, daß die Haare seines Hauptes und auch sein Bart weiß geworden waren. Er trat unter die Menschen, und die wunderten sich; ähnliches hatten sie noch nicht gesehen, und sie erwiesen dem Greise Ehrfurcht. Der Schmuck der weißen Haare deutete sie wie eine Königskrone. Und mit dieser Krone wandeln seitdem die Greise einher.

Königsgeschichten

1. Die zehn Könige

Zehn Könige werden genannt, deren Macht sich über die ganze Welt erstreckte, von einem Ende der Erde bis zum andern. Der erste, oberste und älteste König ist Gott selber; er regiert über Himmel und Erde und all ihr Heer. Eines Tages sprach Gott: „Ich will auch unter den Menschen Könige aufkommen lassen!“ Da wurde der gewaltige Jäger Nimrod König über Assur und Babel; der Ursprung seiner Herrschaft war im Zweistromlande, und bald beherrschte er alle Reiche der Erde. Die Menschen seiner Zeit hatten noch die Schrecken der Sintflut in den Gliedern; sie wagten sich ihm nicht zu widersetzen und waren ihm untertan.

Der dritte König war Josef, der Sohn Jakobs, der als Knecht nach Agypten verkauft wurde und dort zur höchsten Würde emporstieg; er war wie Pharao. Er herrschte nicht nur über ganz Agypten, sondern über alle Lande; heißt es doch, daß von überallher Menschen zu ihm kamen, um Getreide zu holen.

Salomo war der vierte Weltkönig. Alle gekrönten Häupter der Erde waren ihm ergeben und sandten ihm Geschenke: Gold und Silber, Waffen und Geschmeide, Ebenholz und Elfenbein. Der fünfte Herrscher war Ahab von Israel, der den flüchtigen Propheten Elia suchen ließ in allen Reichen der Erde, denn alle unterstanden ihm.

Nebukadnezar, der König von Babel, war der sechste Beherrscher der Welt. Kein Vogel durfte den Schnabel aufthun oder den Flügel regen ohne sein Wissen. Cyrus, der Perserkönig, war der siebente in der Reihe; auch er konnte sich rühmen, daß alle Völker ihm gehorchten.

Der achte König war der große Alexander von Mazedonien, dem es nicht genug war, daß er die Welt erobert hatte; er wollte auch noch den Himmel stürmen und die Unterwelt ergründen.

Der neunte König, das ist der Messias, der dereinst herrschen soll über alle Stämme und Völkerchaften, wenn der Friede

eingekehrt sein wird in der gesamten Welt. Der zehnte der Könige aber ist derselbe wie der erste, und die Herrschaft kehrt wieder zurück zu dem, dem sie von Anfang an gehörte. Gott spricht von sich: „Ich bin der erste, und ich bin der letzte!“

2. Das Rätsel

Die Königin von Saba in Südarabien hörte von Salomo, er sei weiser als alle Menschen. Sie beschloß, ihn durch Rätsel auf die Probe zu stellen, und reiste zu ihm. Eine der Fragen, die sie ihm vorlegte, war die folgende:

„Was ist das: Es hält den Kopf gesenkt und breitet seine Flügel aus, die Vögel erfreut es, und den Fischen bringt es Verderben, es ist ein Ruhm für die Reichen, ein Spott für die Armen, ein Schrecken den Lebenden, eine Zierde den Toten.“

Salomo antwortete darauf: „Königin, du meinst den Flachs und alles, was man aus ihm bereitet. Die Stauden auf dem Felde halten ihre Köpfe gesenkt, das leinene Segel auf dem Schiffe bläht sich im Winde und ist den Flügeln gleich; die Vögel freuen sich, wenn sie den Flachsamen picken, die Fische entsetzen sich, wenn sie ins Netz geraten. Den Reichen schmückt der Leibrock aus edlem Leinen, den Armen verunziert das zerfetzte Hemd; der Lebende erschrickt, wenn er an den Galgenstrick denkt, der Verstorbene wird zur Ruhe gebettet im leinenen Totenkleide.“

3. Die Schachpartie

Eine der liebsten Unterhaltungen König Salomos war das Schachspiel. Man sagt sogar, er habe dieses Spiel erfunden. Täglich saß er mit seinem Kanzler Benaja ben Jojada am Brett, und er siegte immer, ob er nun die weißen oder die schwarzen Steine hatte. Sogar dann, wenn er seinem Gegner etwas vorgab, verstand er es, ihn einzukreisen, und Benaja war matt gesetzt, ehe er sich dessen versah.

Eines Tages, als Benaja das Spiel schon beinahe verloren hatte, drang von der StraÙe plötzlich Lärm in den Saal; zwei Männer zankten drauÙen, und Salomo ging ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Diesen Augenblick nutzte Benaja aus und legte schnell einen Stein aus dem Spiele Salomos auf die Seite, hierdurch änderte sich die Stellung völlig. Salomo setzte sich wieder an den Tisch; er bemerkte den Verlust des Steines nicht, weil ihn die Vorgänge auf der StraÙe noch beschäftigten. So gelang es diesmal Benaja, die Partie zu gewinnen. Der bisher stets Besiegte wurde einmal Sieger.

Den König aber verdroß es, daß seine Weisheit versagt hatte, und er wußte doch genau, daß niemand so gut spielen konnte wie er. Als Benaja den Raum verlassen hatte, stellte Salomo die Figuren noch einmal in ihrer ursprünglichen Ordnung auf, erneuerte aus seinem Gedächtnis alle Züge, die er und Benaja gemacht hatten, und fand die Quelle des Fehlers heraus. „Du hast du mir also einen Streich gespielt, Benaja“, sprach der König bei sich, „aber warte nur, ich werde es dir bei Gelegenheit schon heimzahlen!“

Ein paar Tage darauf meldete der Wächter des Schlosses dem König, er habe einen Dieb in der Schatzkammer überrascht und festgenommen. Der König befahl dem Wächter, den Fall vor jedermann geheimzuhalten, und berief seinen Kronrat ein; alle Ältesten und Krieger erschienen vor ihm, darunter auch Benaja. Da stellte Salomo an die Versammlung die Frage: „Welche StraÙe hat der verwirkt, der den König bestiehlt?“ Er meinte damit den Räuber, der sich an seinen Schätzen vergriffen hatte; Benaja aber, der ein schlechtes Gewissen hatte, bezog es auf sich, fiel vor dem König nieder und bat ihn flehentlich um Vergebung. Er sprach: „Ich will nur gestehen, ich bin der Dieb. Bei unserem letzten Schachspiel, als du zum Fenster hinausschautest, habe ich die Kühnheit gehabt und eine Figur vom Brett genommen, darum habe ich gewonnen.“ Salomo aber lächelte und sprach: „Sei ruhig, Freund Benaja, nicht deinetwegen habe ich das Gericht hier zusammengerufen. Es geschieht vielmehr wegen eines Diebes, der den königlichen Schatz berauben wollte.“

Die heimliche That, von der du erzählst, hatte ich in dem Augenblick verziehen, als ich sie bemerkte. Du aber bist durch den Schrecken, den du eben erfahren hast, hinreichend bestraft.“

4. Das Auge

Alexander der Große, der alle Reiche Vorderasiens erobert hatte und auch nach Jerusalem gekommen war, um dort dem höchsten Gotte Ehrfurcht zu erweisen, drang auf seinen Zügen bis ans Ende der bewohnten Erde und fand sich schließlich vor einer unübersteiglich hohen Mauer und einem verschlossenen Tore, hinter dem der Garten Eden lag. Auf dem Tor aber war in hebräischen Buchstaben der Spruch aus den Psalmen eingegraben: „Hier ist die Pforte zu Gott; Gerechte treten da ein.“ Da sprach Alexander: „Dies scheint das Tor zum Paradiese zu sein, und ich will versuchen, auch aus diesem Garten eine Gabe zu erlangen; denn alle Völker, die ich unterwarf, haben mir ihren Zins entrichtet.“ Er klopfte laut an die Thür. Da erschien der Kopf eines Wächters über den Zinnen. Der Mann sprach: „Ich werde dir bald etwas herausreichen, ein Geschenk, wie es dir noch niemand gegeben hat.“ Und er warf dem König ein menschliches Auge zu.

Alexander hob die kleine Kugel auf und entsetzte sich über den Anblick. Er fragte seine Räte, was er mit der sonderbaren Gabe anfangen solle, und die erwiderten: „Leg das Auge auf die Waage, vielleicht erkennen wir seinen Wert.“ Da wurde eine Waage mit zwei Schalen gebracht; in die eine tat man das Auge, die andre belud man mit allem Gold und Silber, das der König bei sich führte. Aber das Auge übermug alles. Da rief Alexander zum Paradies hinauf: „Wächter, sage mir an, was soll ich auf die andre Schale legen, damit die Waage wieder im Gleichgewicht schwebe.“ Der antwortete: „Streue ein wenig Erdenstaub auf das Auge.“ Der König tat so, und auf einmal schnellte die Schale mit dem Auge ganz nach oben, als wöge es nichts mehr; er nahm das Gold und das Silber von der anderen Schale, aber das Auge hatte sein Gewicht gänzlich verloren. Da re-

dete der Wächter des Gartens Eden den König zum dritten Male an und sagte: „Das sei dir eine Lehre: unerfättlich ist dein Auge, und in deiner Habgier genügt dir nicht die halbe Welt; aber wenn einst die Erde dein Auge deckt, wirst du nichts mehr begehren, und der Staub allein wird dir genug sein.“

Exilsagen

I. Buztanai

Das davidische Königshaus bestand noch lange, nachdem es den Thron verloren hatte; Abkömmlinge des königlichen Hauses lebten im Heiligen Lande noch unter der Römerherrschaft und viel später in Babylonien unter der Herrschaft der Perser und Araber. Aber eines Tages kam ein böser König im Lande auf; der beschloß, das Geschlecht Davids gänzlich auszurotten, damit es nie mehr zur Macht käme. Er ließ alle Angehörigen des früheren Herrscherhauses töten. Nur einen Knaben konnten treue Anhänger des Hauses vor ihm versteckt halten und im Verborgenen erziehen.

Einmal träumte dem Könige: Er befand sich in einem großen Garten, in dem die schönsten Bäume standen, und hatte eine Art in der Hand; mit der hieb er unbarmherzig um sich und schlug jeden Baum nieder. Nur ein Bäumchen war übriggeblieben; schon hob er das Beil, um auch dieses zu fällen, als plötzlich ein ehrfurchtgebietender Greis vor ihm stand. Der nahm ihm die Art aus den Händen und sprach zu ihm: „Törichter Mann! Warum hast du meinen schönen Garten verwüftet? Wenn es dich nach den Früchten gelüstete, konntest du sie dir pflücken; gefiel dir ein Baum, durftest du ihn ausgraben und in deinen Garten pflanzen. Dir aber genügte es nicht, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte zu verderben, du wolltest dieses zarte Bäumchen an seiner Wurzel treffen!“ Der König erschrak und sprach: „Ich habe Unrecht getan, verzeih mir!“ Der Greis fuhr fort: „Ich verlange von dir, daß du dieses Bäum-

chen, das noch übriggeblieben ist, künftig mit aller Sorgfalt hegst und pflegst, es vor Wind und Wetter beschütze, bis es stark wie eine Zeder wird.“ Der König sagte es zitternd zu und – erwachte.

Er war sehr unruhig, ließ sofort seine Traumdeuter rufen, und sie sagten ihm: „Der Garten, den du gesehen, war das Haus Davids, der Greis der König David selbst und das Bäumchen der letzte Überlebende des Geschlechts; du hast also die Pflicht übernommen, ihn zu erziehen.“ Auf Befehl des Fürsten forschten seine Diener nach dem Knaben und brachten ihn an den Hof; er erhielt den Namen Bustanai, denn Bustan heißt auf persisch der Garten.

Um den Jüngling heranzubilden, machte ihn der König zu seinem Leibpagen. Bustanai stand vom Morgen bis zum Abend vor dem Herrscher in aufrechter Haltung; er senkte den Kopf nicht und scharrte nicht mit dem Fuß. Eines Tages setzte sich eine Stechfliege auf seine Stirn und stach ihn; es entstand eine Geschwulst von der Größe einer Dattel. Der Jüngling rührte kein Glied und machte keine Bewegung, um das Insekt zu vertreiben. Der König sah dem allen zu und bewunderte die Standhaftigkeit seines Pagen. Schließlich fragte er ihn: „Warum läßt du dich von der Fliege quälen?“ Bustanai antwortete: „Von unseren Vätern ist uns die Lehre überliefert worden, nicht zu sprechen, nicht zu lachen und nicht zu zucken, wenn wir vor Fürsten stehen!“

Dies gefiel dem König, und er dachte bei sich: „Wer sich selbst so in der Gewalt hat wie dieser Jüngling, der wird auch andere in der Zucht halten können.“ In jenen Zeiten hatte Israel keinen Führer, und darum bestimmte der König Bustanai zum Oberhaupt der in seinem Reiche lebenden Juden; er bekam den Titel Erilarch, das heißt: Haupt der Zerstreuten. Als solcher durfte Bustanai ein Siegel führen. Das Siegel der Erilarchen aber trägt seit der Zeit Bustanais das Bild einer Fliege.

2. Die wunderfame Meerfahrt

Ein berühmter Meister der Lehre lebte vor siebenhundert Jahren in Barcelona, der großen Hafenstadt Spaniens. Eines Tages erfuhr er, daß ein mächtiger Mann im Lande ihm nach dem Leben trachtete und schon Boten ausgesandt hatte, die ihn ermorden sollten. Da ging er zu einem Schiffer und sprach zu ihm: „Ich bin sehr traurig, fahre mich ein Stück ins Meer hinaus, vielleicht werde ich dann wieder froh.“ Der Schiffer erfüllte den Wunsch des Weisen, und sie waren beide weit auf dem Meere draußen. Der Seemann aber schlief ein. Der Rabbi nahm ein Blatt, schrieb den Namen Gottes darauf und legte es auf den Boden des Schiffes. Da lief das Fahrzeug in wenigen Augenblicken eine fremde Küste an. Als sie landeten, erwachte der Schiffer und sah sich in einem anderen Lande, dessen Bewohner eine Sprache redeten, die er nicht verstand. Der Rabbi beruhigte ihn schnell, zeigte ihm das Blatt und sprach: „Mit Hilfe dieser Schrift wirst du in kurzer Zeit wieder in deiner Heimat sein; doch bitte ich dich, den Zettel zu vernichten, sobald du den Hafen Barcelonas erreicht hast.“

Der Schiffer fuhr zurück, schlief unterwegs wieder ein und merkte nicht, daß er die Küste Spaniens erreichte. Der Kahn bewegte sich auch auf dem Festlande weiter. Die Stadtbewohner wunderten sich über das seltsame Fahrzeug; sie erhoben ein so lautes Geschrei, daß der Seemann erwachte. Sofort zerriß er das Blatt. Da stand der Nachen still inmitten des Weichbildes von Barcelona. Die Bürger errichteten an dieser Stelle einen Turm zur Erinnerung an die seltsame Begebenheit.

3. Die zwei Edelsteine

Zur Zeit der Verfolgung des jüdischen Glaubens in Spanien und Portugal lud eines Tages König Pedro der Alte einen Weisen namens Efraim vor und sprach zu ihm: „Sag mir, welcher Glaube ist besser, unser Glaube oder der deinige?“ Der

Weise sprach: „Gib mir drei Tage Frist, dann will ich meine Meinung vortragen.“ Das gewährte ihm der König.

Am dritten Tage erschien Efraim vor König Pedro und machte ein sehr bekümmertes Gesicht. Da fragte der König: „Was ist dir geschehen?“ Efraim antwortete: „Ich bin heute ohne Schuld geschmäht worden, und du, mein Herr, sollst mein Richter sein. Vor einem Monat ist mein Nachbar in ein fernes Land gezogen und hat seinen beiden Söhnen, die hier zurückgeblieben sind, zum Abschied zwei kostbare Steine geschenkt; jeder sollte sich seiner Gabe freuen, und beide sollten miteinander Frieden halten. Sie aber streiten über den Wert der Steine, und jeder sagt zum anderen: Mein Stein ist der bessere. Heute sind sie damit auch zu mir gekommen, damit ich ihnen die besonderen Eigenschaften jedes Steines erkläre. Ich sagte ihnen: Schreibt doch eurem Vater einen Brief und laßt euch von ihm die Wahrheit sagen. Als die beiden Söhne das hörten, schlugen und schmähten sie mich.“

Darauf sagte der König: „Ganz zu Unrecht haben sie dich beleidigt; sie verdienen, bestraft zu werden.“ Nunmehr sprach Efraim: „Deine Ohren, o König, mögen vernehmen, was dein Mund eben gesprochen hat. Solche zwei Brüder waren Esau und Jakob, und ein jeder von ihnen empfing einen Edelstein. Nun fragt mein Herr, welcher von den Steinen der bessere sei. Möge er einen Boten zum Vater im Himmel senden, und dieser sage uns, welchen besonderen Wert und Vorzug jeder Stein habe.“

4. Rabbi Amnon

Zur Zeit der Kreuzzüge lebte der gelehrte Amnon in Mainz, den wollte der Erzbischof gern zu seinem Glauben bekehren. Täglich schickte er Boten zu dem Rabbi und redete ihm zu, er möge von dem Bekenntnis seiner Väter lassen. Der Fromme aber wollte davon nichts hören.

Eines Tages setzten ihm die Abgesandten des Bischofs besonders hart zu, und so entfuhr ihm das Wort: „Gebt mir drei Tage

Bedenkzeit.“ Kaum hatte er es ausgesprochen, als er es schon bereute; die Leute mochten denken, er sei wankend geworden, und er war sehr bekümmert.

Nach drei Tagen ließ der Erzbischof den Rabbi rufen. Als sich Amnon weigerte, zu kommen, schleppten ihn die Knechte mit Gewalt vor ihren Herrn. Der redete hart mit dem Meister und sagte: „Sprich selbst dein Urteil, du hast mich betrogen.“ Amnon antwortete: „Schneide mir die Zunge aus, die beinahe meinen Gott verleugnet hat.“ Aber der Erzbischof sagte: „Nicht die Zunge will ich strafen, denn sie hat die Wahrheit gesprochen; die Füße will ich strafen, die den Weg zu mir nicht von selber fanden!“ Und er gab Befehl, dem Frommen beide Füße abzuhauen. Der aber ließ alles geduldig über sich ergehen, achtete der Schmerzen nicht und lobte und pries seinen Schöpfer unaufhörlich.

Man trug den Dulder auf einer Bahre in sein Haus. Am nächsten Tage war Mosch Haschana; da ließ er sich ins Bethaus bringen und das Tragbett neben den Vorbeter stellen. Dann sprach er mit lauter Stimme ein Gebet, das er selbst gedichtet hatte, und das mit den Worten begann: „Lasset uns reden von des Tages Nacht, welcher furchtbar ist und voller Schauer!“ Er hatte noch nicht zu Ende gebetet, als er seine Seele aushauchte und in dem Raum nicht mehr gesehen ward.

Drei Tage darauf erschien Amnon dem Rabbi Kalonymos von Mainz im Traume, lehrte ihn das Gebet und befahl ihm, es den Juden aller Gemeinden als sein Vermächtnis mitzuteilen. Das Gebet des Heiligen Rabbi Amnon wird seither alljährlich im Gottesdienst wiederholt.

5. Der Sarg Rabbi Amrams

Rabbi Amram aus Mainz verließ seine Vaterstadt und ging nach Köln, wo er eine Hochschule für das Studium des Talmuds begründete. Als er alt geworden war und nicht mehr nach Mainz zurückkehren konnte, rief er seine Schüler zusammen und sprach: „Nach meinem Tode bringe meinen Leichnam nach Mainz

und setzt mich dort bei meinen Vätern bei.“ Die Schüler sagten: „Wie stellen wir es aber an, daß uns kein Kriegsknecht unterwegs hindert?“ Amram erwiderte: „Legt meinen Leichnam in einen Sarg und diesen setzt in einen Kahn; der wird ohne Schiffer und Steuermann von selbst stromaufwärts fahren und nach Mainz gelangen.“

Nach dem Tode Amrams taten die Schüler ganz, wie ihr Lehrer befohlen hatte. Der Kahn mit dem Sarge fuhr von selbst der Strömung entgegen und kam rheinaufwärts bis vor Mainz. Als die Schiffer am Ufer den Kahn mit dem Sarge sahen, versuchten ein paar Mann hineinzuspringen, um die Last an Land zu ziehen, aber der Kahn entglitt ihnen und fuhr wieder auf den Strom hinaus. Da versammelte sich fast die ganze Stadt am Ufer, um dem Schauspiel zuzusehen. Auch einige Juden aus der Mainzer Gemeinde traten hinzu. In diesem Augenblick machte das Schiff eine neue Wendung und fuhr geradeswegs auf die Gruppe der Juden zu; die hoben den Sarg, öffneten ihn und fanden ein Schriftstück Amrams, das folgendes enthielt: „Meine Brüder und Freunde, ihr Glieder der heiligen Gemeinde von Mainz, ich komme zu euch aus Köln und bitte euch, mich in der Gruft meiner Ahnen beizusetzen.“

So fanden die Gebeine Rabbi Amrams ihre Ruhestätte in der Heimat.

Recht und Unrecht

1. Der würdige Sohn

Einst lebte ein Mann, der hatte zehn Söhne. Er war sehr reich und hatte sich ein schönes Schloß gebaut. Dieses aber konnte er nur einem einzigen seiner Söhne hinterlassen; darum bestimmte er in seinem letzten Willen: „Von meinen Söhnen soll der das Schloß erben, der sich als der würdigste unter ihnen zeigt.“ Nach seinem Tode aber erhob sich ein großer Streit unter den Brüdern, denn jeder hielt sich für den besten Sohn. Sie brachten die Sache vor den Richter, und der sagte zu ihnen: „Auch

ich weiß nicht, wen euer Vater gemeint hat; also ist kein anderer Rat, als daß ihr ihn noch jetzt befragt. Geht alle zu seinem Grabe, und es schlage jeder mit einem Stocke darauf, bis euer Vater den nennt, dem er sein Erbe geben wollte.“

Die Söhne machten sich auf, begaben sich in Begleitung des Richters auf den Friedhof, und neun von ihnen befolgten die Weisung. Nur einer hielt sich abseits und sagte: „Es sei fern von mir, daß ich auf das Grab meines Vaters mit einem Stock einschläge; lieber will ich das Erbe verlieren.“ Als der Richter das hörte, sagte er: „Du bist der wahre und getreue Sohn deines Vaters; dir gebührt sein Besitz.“

2. Der wahre Bräutigam

In einer Stadt am Meere lebte einst ein reicher Handelsmann, der stand in solchem Ansehen, daß man die Fracht jedes Schiffes, welches in den Hafen einlief, ihm zuerst zum Kaufe anbot. Eines Tages besuchte ihn der Kapitän eines eben aus fernen Ländern angekommenen Seglers und fragte ihn: „Willst du eine Ware erstehen, die ganz absonderlich ist?“ Der Reiche sprach: „Sage mir erst, was das für eine Ware ist!“ Der Kapitän erwiderte: „Ich verrate es nicht, erst mußt du zum Kaufe entschlossen sein, und wenn du nicht auf der Stelle dich bereit erklärst, den Gegenstand unbesehen zu erwerben, so ist er nicht mehr zu haben.“ Da sagte der Handelsmann: „Nenn mir den Preis!“ Der Schiffer verlangte zehntausend Goldstücke, und als der Kaufmann zu handeln anfang, erhöhte er den Preis auf vierzigtausend. Plötzlich überkam den Handelsmann die Ahnung, daß er es vielleicht sein ganzes Leben bereuen könnte, wenn er den Handel ausschläge. Und er sagte zu. Der Kapitän ließ sich die Summe vor auszahlen und führte den Handelsmann auf sein Schiff. Hier endlich zeigte er ihm die Ware: seihundert jüdische Gefangene, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, die der Schiffer als Sklaven gekauft hatte und willens gewesen war, ins Meer zu werfen, wenn sich niemand gefunden hätte, sie auszulösen.

Der Handelsmann war erstaunt und erschüttert; das Elend der Armen bewegte ihn tief, und mit Entsetzen dachte er daran, was geschehen wäre, wenn er das hohe Lösegeld nicht erlegt hätte. Er führte die Gefangenen in sein Haus, gab ihnen zu essen und zu trinken, salbte und kleidete sie. Es war aber unter ihnen eine Jungfrau, die war sehr schön, und der großmütige Mann gedachte, sie seinem Sohne zur Frau zu geben. Sie willigte ein und gehorchte dem Wort ihres Wohltäters. Zum Verlobungsfest wurden alle Einwohner des Ortes gerufen. Als die Gäste beisammen waren, sah der Reiche einen Jüngling aus der Schar der Freigelassenen, der saß in einer Ecke und weinte. Er fragte ihn: „Warum bist du so traurig?“ Der Unglückliche wollte es aber nicht sagen. Da führte der Reiche ihn in eine besondere Kammer. Hier tat der Jüngling den Mund auf und sprach: „Ich weiß nicht, ob ich es dir sagen darf; ich hätte auch bis zu Ende geschwiegen, wenn du mich nicht so eindringlich nach dem Grunde meines Kummers gefragt hättest. Und nun höre: das Mädchen, das deinem Sohne jetzt angetraut werden soll, war meine verlobte Braut; wir waren gerade daran, die Hochzeit zu feiern, als Feinde kamen und uns alle gefangen wegschleppten.“ Der Reiche sagte: „Willst du nicht von ihr lassen? Ich gebe dir so viel Gold und Silber, wie du nur haben willst!“ Der Jüngling antwortete: „Mein Herr, sie ist mir lieber als alles Gut der Welt, aber was kann ich tun? Du bist ihr Befreier, und also hast du Macht über sie.“ Als der Handelsmann diese Geschichte hörte, mußte er weinen. Der Jüngling tat ihm leid, aber er wußte nicht, was geschehen sollte. Er ging zu seinem Sohne und erzählte ihm alles, was er erfahren hatte. Da sprach der Sohn: „Er ist im Rechte, er ist der wahre Bräutigam, ihm soll das Mädchen vermählt werden, und ich bin ihm dankbar dafür, daß er mich davor bewahrt hat, ein solches Unrecht zu begehen.“ Und der Reiche vermählte das Paar miteinander, und alle, die es hörten, lobten und priesen Gott.

3. Der Zehnt

Nach altem Gesetze wird der zehnte Teil von jedem Ertrag dem Priester gegeben. Da war einmal ein Mann, der hatte einen Acker, von dem er jedes Jahr tausend Maß Getreide erntete; hundert gab er den Priestern, und die neunhundert, die ihm blieben, reichten vollauf für den Unterhalt seines ganzen Hauses. Als er sterben sollte, rief er seinen Sohn und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ich vererbe dir mein Feld, aber versäume nie, den Zehnten abzugeben, denn so befiehlt das Gesetz.“

Der Sohn handelte das erste Jahr nach der Weisung seines Vaters. Im zweiten Jahr aber tat es ihm leid, soviel von seinem Gut wegzuschicken, und er gab den Priestern nur neunzig Maß. Da erntete er das nächstemal nur neunhundert Maß. Nun begann er erst recht zu geizen und verminderte die Gabe Jahr um Jahr; aber auch die Ernte wurde Jahr um Jahr dürftiger, und zum Schluß erntete er im Ganzen nur hundert Maß, dieselbe Menge, die er zur Zeit seines Reichthums als Zehnten hatte weggeben können.

Da rief der Mann alle seine Verwandten und Bekannten zusammen, daß sie mit ihm gemeinsam trauerten, weil er so arm geworden war. Aber die Gäste erschienen bei ihm in festlichen Gewändern und mit fröhlichem Lachen. Er fuhr sie an und rief: „Ihr wollt mich in meinem Unglück wohl noch verhöhnen!“ Sie gaben zur Antwort: „Das haben wir nicht im Sinn, aber wir freuen uns, weil dein Feld jetzt Gott zum Besizer hat. Im Anfang warst du der Herr des Ackers und gabst von seiner Fülle dem Priester den Zehnten. Jetzt aber ist Gott Herr des Ackers geworden, und du bist der Priester, dem das Land nur seinen Teil trägt: den Zehnten.“

Er mahnungen

1. Rabbi Tarfon

Ein Winzer hatte einen Weinberg, der wurde oft von Dieben heimgesucht. Der Besitzer des Gartens sah, daß jeden Tag Früchte gestohlen wurden, und grämte sich darüber die ganze Zeit der Weinernte hindurch; er sammelte den kargen Rest ein und ließ die Beeren dörren. Hat man aber Früchte zum Trocknen bestimmt, so kümmert man sich nicht viel um die Nachlese, denn sie ist zu gering.

Eines Tages kam der berühmte Meister Rabbi Tarfon in den Garten, sah Trauben herumliegen und aß einige davon. Da erschien der Wirt, überraschte den Gesetzeslehrer und sprach bei sich: „Das ist wohl der Dieb, der die ganze Zeit über die Trauben stahl.“ Er kannte Rabbi Tarfon nicht von Ansehen, obwohl er viel von ihm gehört hatte. Voll Zorn nahm er den Meister, steckte ihn in einen Sack, warf ihn sich über die Schulter und lief an den Fluß, um ihn zu ertränken. Rabbi Tarfon gab keinen Laut von sich. Als der Winzer ihn aber in den Fluß werfen wollte, schrie der Weise auf und rief: „Wehe dir, Rabbi Tarfon, daß du so elend umkommen sollst!“ Der Besitzer des Weinbergs hörte den Namen Tarfon, schämte sich und ließ von ihm ab.

Danach aber tat es Rabbi Tarfon bitter leid, daß er seinen Namen genannt und seinen Ruhm, ein großer Lehrer in Israel zu sein, dazu benutzt hatte, um sein Leben zu retten. Er sprach: „Wehe mir, daß ich die Glorie der Schrift mißbraucht habe, um meinen Leib zu erhalten!“ – er meinte damit: wer sich der Lehre befleißigt, muß das in Demut und Bescheidenheit tun und darf sich deswegen nicht höher dünken als die anderen Menschen. Und er dachte an das Wort Hillels, der da gesagt hat: „Wer sich der Krone der Lehre zu irdischen Zwecken bedient, verfällt dem Verderben.“ Ein anderer Weiser hat das Wort gesprochen: „Die Lehre sei dir keine Krone, mit der du prunken

darfst, aber auch kein Spaten, mit dem du graben kannst!“ Die Beschäftigung mit der Schrift hat allein um ihretwillen zu geschehen.

2. Hochmut

Ein Mann zog seines Weges, und es flügte sich, daß der Prophet Elia eine Strecke mit ihm zusammen ging. Da sahen sie ein totes Tier auf dem Felde liegen, und ein Verwesungsgeruch schlug ihnen entgegen. Elia's Begleiter hielt sich mit der Hand die Nase zu. Elia aber ging dicht an dem Nas vorbei und schien nichts zu merken.

Als die beiden wieder ein Stück weitergegangen waren, begegnete ihnen ein Mensch von hochmütigem Wesen, der gebärdete sich überheblich, grüßte nicht und erwiderte nicht den Gruß der beiden Wanderer; er wich ihnen auch nicht aus und zwang sie zur Seite, obwohl er der Jüngere war. Da legte Elia die Hand an die Nase. Er sprach: „Dieser hier riecht übler als das Nas.“

3. Beruria

Beruria war die Gattin des weisen Rabbi Meir. Sie hatten zwei Söhne; die waren noch klein und spielten. Rabbi Meir aber, ihr Vater, saß Tag für Tag im Lehrhause und forschte in der Schrift.

Eines Tages – es war Sabbat, und Rabbi Meir weilte wie immer im Lehrhause – geschah es, daß die beiden Knaben daheim unvermutet von einem heftigen Fieber befallen wurden und nach wenigen Stunden starben. Was tat ihre Mutter Beruria? Sie weinte nicht und klagte nicht; sie legte ihre toten Kinder auf eine Matte und deckte sie mit einem Leinentuche zu. Am Sabbatausgang kam Rabbi Meir in sein Haus zurück und fragte: „Wo sind die Kinder?“ Beruria antwortete: „Eine Nachbarin hat sie zu sich eingeladen; nach der Mahlzeit hole ich sie zurück.“ So verschwieg sie ihm, was mit den Kindern geschehen war; sie wollte ihn nicht erschrecken und ihn erst in Ruhe das Mahl einnehmen und Hamdala machen lassen.

Danach sprach Beruria zu ihrem Manne: „Ich will dich etwas fragen.“ Rabbi Meir erwiderte: „Frage nur.“ Sie sprach: „Vor einiger Zeit kam ein Mann und gab mir ein Pfand zum Verwahren, und nun kommt er wieder, um es zu holen. Sollen wir es ihm wiedergeben oder nicht?“ Rabbi Meir antwortete: „Frau, wer ein Pfand genommen hat, muß es seinem Eigentümer zurückgeben.“ Beruria sprach: „Herr, wäre es nicht dein Wille, ich gäbe es nicht wieder.“

Und sie nahm ihren Mann bei der Hand und führte ihn in die Kammer, wo die Kinder lagen, bis an das Lager und schlug das Tuch zurück. Da sah der Fromme seine Söhne tot ausgestreckt liegen. Er fing an zu weinen und zu rufen: „Ihr meine Sprossen, ihr meine Lehrmeister! Ihr wart mir Kinder nach eurer Geburt und wart mir Lehrer durch eure Weisheit!“ Da sprach Beruria zu Rabbi Meir: „Hast du nicht eben gesagt, man muß dem Eigentümer sein Gut zurückgeben? Sieh, unsre beiden Söhne waren ein Pfand, das Gott uns anvertraut hat, und wir haben es ihm zurückgeben müssen.“ Da sprach der Fromme wie einst Hiob: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

4. Abraham und Ismael

Abrahams älterer Sohn Ismael hatte früh aus dem väterlichen Zelte ziehen müssen; er war kein Ackerbauer und kein Hirt, sondern ein Jäger, und wohnte in einem andern Lande als sein Vater. Dort in der Fremde nahm er eine Frau, und der Ort war so weit entfernt, daß Abraham seine Schwiegertochter gar nicht kannte.

Eines Tages sprach Abraham zu seiner Gemahlin Sara: „Ich sehne mich nach meinem Sohne Ismael und möchte gerne wissen, wie es ihm ergeht.“ Er suchte sich ein gutes Kamel aus seiner Herde aus. Er versprach seiner Frau, daß er sich nicht aufhalten und den Rücken des Kamels nicht verlassen werde.

Nachdem er lange geritten war, kam er vor die Hütte Ismaels; es war gerade Mittagsstunde, die Zeit der größten Hitze. Er

hielt an und hörte, wie eine Frau im Zelte mit ihren Kindern zankte und sie mißhandelte. Ismael selbst war nicht zugegen. Als die Frau das Kamel hörte, schaute sie heraus und sah Abraham. Er sprach zu ihr: „Tochter, gib mir ein wenig Wasser, denn ich bin müde und erschöpft vom langen Reiten.“ Die Frau antwortete unwirsch: „Schöpfe dir selbst, wenn du hier einen Brunnen findest, wir haben kein Wasser.“ Sie zog sich zurück, und man hörte sie bald wieder keifen und fluchen. Da rief Abraham die Frau ein zweites Mal heraus und sagte zu ihr: „Wenn dein Gemahl von der Jagd heimkommt, so sage ihm: ein alter Mann aus dem Küstenlande ist hier gewesen und hat nach dir gefragt; da er dich nun nicht getroffen hat, so läßt er dir melden: der Pfock deiner Hütte taugt nicht viel, zieh ihn heraus und setze einen andern an seine Stelle!“

Als Ismael zurückkam, richtete ihm die Frau die Botschaft aus. Er erkannte sofort, daß sein Vater dagewesen und die Frau ihm nicht mit Ehrfurcht begegnet war, und begriff den Wink. Also verjagte er die ungastrliche und schimpfliche Frau und nahm eine andre, die freundlich war und gut.

Als drei Jahre vergangen waren, dachte Abraham abermals, nach Ismael, seinem Sohne, zu schauen. Und auch diesmal fügte es sich, daß Ismael gerade auf der Jagd war und Abraham nur die Frau des Sohnes antraf. Die aber kam sofort heraus, trat an den Reiter heran und sprach: „Kehre doch ein, mein Herr, in unsre Hütte, trink einen Schluck Wasser und isß einen Bissen Brot, denn du bist müde vom Wege.“ Abraham freute sich über ihre Gastfreundlichkeit und sprach: „Ich darf mich nicht aufhalten und muß eilends weiter; aber wenn du mich laben willst, so bringe mir den Trunk Wasser heraus.“ Also füllte sie einen Krug, gab ihm ihn in die Hand, außerdem auch ein Stück Brot und nötigte ihn sehr, zu essen. Er aß und trank, ward guter Dinge und segnete seinen Sohn Ismael.

Danach sprach er zu dem Weibe Ismaels: „Wenn dein Mann heimkommt, so sollst du ihm sagen: ein Mann aus dem Küstenlande war hier, und er läßt dir folgendes verkünden: der Pfeiler

deiner Hütte ist gut und wacker, du könntest keinen besseren finden.“ Und Abraham ritt fröhlich davon in seine Heimat. Als Ismael wieder in seiner Hütte war, berichtete ihm die Frau getreulich, was sich begeben hatte. Ismael verstand, daß sein Vater diesmal zufrieden gewesen war, denn das Weib war ihm mit Ehrfurcht begegnet.

Frage und Antwort

1. Das verlorene Geld

Unser Lehrer Mose suchte gern einsame Stätten auf, wo er mit sich selbst Zwiesprache hielt und wo der Geist Gottes über ihn kam. Eines Tages ruhte er unter einem Baum in der Nähe einer Quelle und gab sich seinen Gedanken hin. Da sah er einen Mann an den Brunnen kommen und Wasser trinken und danach wieder seines Weges ziehen. Dem Manne aber war der Beutel entfallen, und er hatte es nicht gemerkt. Nach einer Weile kam ein anderer Mann an den Brunnen, trank gleichfalls Wasser und sah den Beutel liegen. Er hob ihn freudig auf und setzte seinen Weg fort. Nach ihm machte ein dritter Wanderer Rast an der Quelle, und der verweilte längere Zeit an der Stätte.

Inzwischen bemerkte der erste Mann den Verlust und sprach bei sich: „Gewiß habe ich den Beutel am Brunnen fallen lassen, als ich mich bückte und Wasser trank.“ Er lief eilends zurück und sah einen Mann am Brunnenrand sitzen. Da fragte er ihn: „Was machst du hier?“ Der erwiderte: „Ich bin müde und ruhe hier ein wenig; ich habe etwas gegessen und getrunken und will nun weiterwandern.“ Nun sprach der Mann, der das Geld verloren hatte: „So hast du wohl meinen Beutel gefunden, den ich hier habe liegen lassen; es kann kein anderer gewesen sein als du, denn es ist erst eine Weile her, daß ich ihn verloren habe.“ Der Beschuldigte antwortete: „Freund, ich habe hier keinen Beutel gesehen oder aufgehoben; zeihe mich nicht zu Un-

recht des Raubes.“ Der Eigentümer des Beutels gab sich aber nicht zufrieden, beschimpfte den Unschuldigen mit bösen Worten und versetzte ihm einen Schlag; sie kamen miteinander ins Handgemenge. Da erhob sich der Prophet und wollte sie trennen; ehe er aber hinzugekommen war, hatte der Mann, der das Geld verloren, den andern erschlagen und war davongelaufen. Da ward Mose voller Gram über den Tod des Schuldlosen, und er wunderte sich, daß Gott solche Dinge geschehen läßt. Er sprach: „Herr, von dreierlei ungerechten Taten war ich eben Zeuge. Du hast zugegeben, daß einer um seine Habe gekommen ist; du hast auch zugelassen, daß einer, dem sie nicht gehörte, sich an ihr erfreut hat und von niemand in ihrem Besitz gestört wurde; du hast endlich nicht verhindert, daß einer, der nichts verbrochen hat, getötet wurde. Und dessen nicht genug, mußte noch der Mann, der den Verlust erlitten hat, zu einem Mörder werden. So kläre mich denn auf, allmächtiger Gott, wie diese Geschehnisse zu verstehen sind.“

Da erwiderte der Herr seinem Diener Mose und sprach: „Du glaubst, mein Handeln sei verkehrt, und so erscheint manches, was ich tue, den Menschen wunderbar, denn sie wissen nicht, daß alles seinen Grund und seine Richtigkeit hat. Der Besitzer des Beutels hatte das Geld geerbt und wußte nicht, wo es hergekommen war; es war aber geraubtes Gut gewesen. Der damals Bestohlene wiederum war der Vater des Mannes, der den Beutel gefunden hat, und so fügte ich es, daß der Sohn des Eigentümers zu seinem rechtmäßigen Erbe gelangte. Von dem, der getötet wurde, soll dir offenbart werden, daß er zwar des Diebstahls nicht schuldig war, aber er hat einst, es ist lange her, den Bruder des Mannes, der ihn jetzt umgebracht hat, erschlagen. Also ließ ich es zu, daß der Mörder von dem Bruder seines Opfers verdächtigt und getötet wurde. So einfach wie hier ist sonst nicht alles zu deuten; aber glaube mir: meine Welt besteht nur durch Gerechtigkeit!“

2. Josua ben Levi und der Prophet Elia

Der Prophet Elia, der die Armen und Kranken aufsucht und ihnen Hilfe bringt, wurde einmal von dem Meister Josua ben Levi angesprochen. Der Talmudlehrer sagte: „Erlaube mir, dich auf einer deiner Wanderungen begleiten zu dürfen.“ Elia erwiderte: „Ich mag keinen zum Weggenossen haben und will nicht, daß man meinen Taten zuschaut; die Menschen verstehen nicht, was Gottes Boten wirken müssen, und ihre Neugier verleitet sie zu müßigen Fragen.“ Da sagte der Lehrer: „Ich verspreche es dir: ich werde kein Wort dazwischenreden und werde dich durch Fragen nicht stören.“ Nun gab Elia zur Antwort: „Gut, ich will es mit dir versuchen; aber merke dir: sobald du das Versprechen vergißt und deine Verwunderung äußerst über das, was du mich tun siehst, ist es mit unsrer Freundschaft aus.“ Hierauf machte sich Elia gemeinschaftlich mit Josua ben Levi auf den Weg. Sie kamen in das Haus eines armen Mannes, der nichts besaß als eine Kuh. Der Mann saß mit seinem Weib vor dem Thor, als sie die Wanderer kommen sahen. Sie gingen ihnen entgegen, begrüßten sie, freuten sich ihrer Ankunft und wiesen ihnen den besten Platz als Lager an. Danach trugen sie auf, was an Speise und Trank im Hause war. Elia und Josua aßen und tranken und blieben über Nacht. Als es Morgen wurde und die beiden aufbrechen sollten, sprach Elia ein Gebet; darauf fiel die Kuh ihrer Gastgeber tot hin. Das sah Rabbi Josua, er erschrak über das Unglück des armen Mannes und wurde voller Mitleid, die Sinne vergingen ihm, und er sprach bei sich: „Das also ist der Lohn dieses armen Mannes für die Gastfreundschaft, die er uns erwiesen hat!“ Und er öffnete schon den Mund, um Elia zu schelten, besann sich dann aber auf ihre Übereinkunft und schwieg.

Sie zogen den ganzen Tag weiter und kamen, als es Abend wurde, in das Haus eines reichen Mannes; dieser wandte sich ihnen nicht zu und tat nichts, um sie würdig zu empfangen. Also saßen die Gäste da ohne Speise und ohne Trank. Das Haus dieses reichen Mannes hatte eine Mauer, die haufällig war, und als

es Morgen wurde, betete Elia, und die Mauer wurde wieder wie neu. Josua konnte nicht begreifen, warum der Geizige, der an ihnen so schändlich gehandelt hatte, noch belohnt worden war; wieder wollte er fragen, aber er bezwang sich und blieb still. Also wanderten sie weiter zusammen. Als der Abend heranrückte, kamen sie vor ein großes Bethaus und traten ein. Der Raum war prunkvoll ausgestattet mit Bänken aus Ebenholz und Geräthen aus Gold und Kristall; die Beter waren alle hoffärtig gekleidet, und als sie die Wanderer erblickten, sprach einer von ihnen: „Wer will diese Nacht die beiden Bettler speisen?“ Ein anderer sagte darauf: „Für sie genügt das Brot und das Wasser, das hierhergebracht wird.“ Elia und Josua warteten, aber niemand achtete auf sie, wie es sich gehörte. So blieben sie bis zum Morgen im Bethause sitzen und übernachteten dort. Am nächsten Tage standen sie früh auf und wollten ihre Reise fortsetzen. Da sagte Elia zu den Männern: „Der Herr lasse euch alle Stadtälteste werden!“ Danach zog er mit seinem Gefährten weiter. Wieder war Josua betrübt; verdienten denn die ungastlichen Leute einen solchen Segen? Aber er dachte an das gegebene Wort und beherrschte sich.

Bei Sonnenuntergang kamen die Wanderer in eine andere Stadt. Hier eilten ihnen alle Bürger mit großer Freude entgegen, als sie sie nur kommen sahen; sie bewillkommneten sie herzlich und ließen sie in dem schönsten Hause der Stadt wohnen. Am nächsten Morgen betete Elia und sprach zu den Leuten: „Der Herr lasse unter euch nur einen zum Haupte werden!“ Als Josua diese letzten Worte vernahm, hielt er sich nicht länger zurück und sprach: „Meister, ich kann nicht mehr schweigen zu dem, was du tust; laß mich nicht noch länger diese Qual ertragen. Mir kommt es so vor, als häufest du Unrecht auf Unrecht.“ Elia erwiderte: „Wenn du gewillt bist, dich von mir zu trennen, so will ich dir alles erklären und dir die Gründe für meine Taten darlegen. Wisse also: dem Manne, dessen Kuh ich tot niedersinken ließ, sollte an diesem Tage die Frau sterben. Deshalb betete ich, daß das Tier anstatt des Menschen als Sühnopfer hingenommen werde; der Mann verlor seinen leg-

ten Besitz, aber seine Frau blieb am Leben. Jener Reiche wiederum, dessen Mauer ich aufgerichtet habe, hätte, wenn er selbst an die Arbeit herangegangen wäre, unter der Mauer einen großen Schatz gefunden. Den hartherzigen Männern im Betthause wünschte ich, daß sie viele Häupter und Fürsten über sich haben sollten; denn das ist ein Unglück und führt zu Uneinigkeit, wo es gilt, zu ratschlagen und Vorsätze zu fassen; jeder Ort, der viele Herren hat, wird zerstört und verwüstet. Den Gerechten aber, denen ich nur ein Oberhaupt wünschte, wird mein Gebet förderlich sein; ihr Gemeinwesen wird gestärkt werden, denn alle Meinungen werden bei ihnen zu einer einzigen Meinung verschmelzen, und der Geist der Zwietracht wird nicht aufkommen unter ihnen. So haben auch die Weisen gesagt: Wo viele Steuermänner sind, sinkt das Schiff auf den Grund. Wiederum aber heißt es: Unter ein es Herrn Schutz bevölkert sich eine Stadt."

Zuletzt ermahnte Elia den Josua und sprach zu ihm: „Nun scheid ich von dir, und so will ich dich lehren, was zu wissen dir nutzen wird. Begegnest du einem Missetäter, dem das Glück lächelt, so soll dich das nicht irremachen; es sieht nur für euch Menschen so aus. Findest du wiederum einen Gerechten, der sich plagt, in Kummer dahinlebt und große Schmerzen leidet, so denke nicht, daß Gott Unrecht tue; Gottes Wege sind unerforschlich, aber immer gerecht.“

Damit schied Elia von Josua ben Levi.

3. Abba Chilkija

Abba Chilkija, ein armer Tagelöhner, der fromm und gottesfürchtig war, pflegte in Zeiten der Dürre durch seine Fürbitte Regen herabzusehen. Einst herrschte große Trockenheit im Lande, und die Gelehrten sandten zwei Boten zu Abba Chilkija, damit er um Regen bitte. Die Abgesandten trafen den Mann, wie er das Feld umgrub; sie grüßten ihn, er aber blickte nicht zu ihnen auf. Gegen Abend, als er mit seiner Arbeit fertig war und nach Hause gehen sollte, nahm er sein Überkleid ab

und legte es sich auf die eine Schulter, auf die andre tat er die Last Holz, die er für sein Haus brauchte, und den Spaten. Die Schuhe hielt er in der Hand und legte den ganzen Weg barfuß zurück; er kam an ein Wasser, das er durchwaten mußte, und zog hierzu die Stiefel an. Dann mußte er durch eine Hecke hindurch, die aus lauter Dornsträuchern und Disteln bestand; hier legte er vorher die Kleider gänzlich ab und klümmerte sich nicht um die Risse und Schrammen, die die Haut davontrug. Die Boten waren ihm nachgegangen und erreichten ihn zu Hause, und nun ließ er sich erst von ihnen sprechen. Dann stieg er mit seiner Frau auf das Dach des Hauses, jedes von ihnen stellte sich in einer anderen Ecke auf, und beide beteten um Regen. Da bedeckte sich der Himmel, und der Regen kam; die segensbringende Wolke war aber erst an der Seite aufgestiegen, an der die Frau gestanden hatte.

Nunmehr baten die Abgesandten den Abba Chilkija darum, er möchte ihnen die Gründe für sein wunderliches Betragen nennen. Abba Chilkija sprach: „Euren Gruß habe ich nicht erwidert, denn ich bin ein Tagelöhner und darf mich keinen Augenblick von meiner Arbeit ablenken lassen. Das Obergewand legte ich mir auf die Schulter, denn ich habe es mir geliebt, und es sollte nicht durch das Holz beschädigt werden. Auf dem Wege ging ich barfuß und im Wasser beschuht, denn gerade auf der Straße vermag ich zu sehen, wohin mein Fuß tritt, im Wasser aber nicht. Und daß ich die Kleider auszog, als ich durch das Gestrüpp ging, geschah wieder, um sie zu schonen; ein Riß in der Haut verheilt bald, aber ein Riß im Kleid kann das Kleid unbrauchbar machen.“

Da sagten die Boten: „Erkläre uns aber, warum sich die Wolken erst auf der Seite gezeigt haben, wo dein Weib stand.“ Er erwiderte: „Weil die Frau den ganzen Tag im Hause waltete und dem Armen, der sie um Brot bittet, dieses auch gleich gibt; wenn ich aber draußen bin und ein Bettler zu mir kommt, kann ich seinen Hunger nicht auf der Stelle stillen, sondern gebe ihm nur eine Münze, für die er sich erst anderswo Brot kaufen muß.“

4. Benaja und Aschmedai

Aschmedai war Fürst der Geister, und König Salomo brauchte seinen Rat, als er den Tempel bauen wollte. Benaja, der Vertraute Salomos, wurde ausgesandt, um Aschmedai zu holen; er überlistete den Geisterfürsten und zwang ihn, ihm zu folgen. Auf dem Wege zu Salomo aber betrug Aschmedai sich so seltsam, daß sein Begleiter über ihn staunen mußte. Sie sahen eine fröhliche Hochzeit, und Aschmedai weinte. Sie erblickten einen Mann, der bei einem Schuster Stiefel bestellte, die sieben Jahre halten sollten, und Aschmedai lachte. Sie stießen auf einen Zauberer, der saß auf der Erde und führte Kunststücke vor; die Zuschauer und auch Benaja wurden von Bewunderung erfaßt und brachen in Rufe des Entzückens aus, Aschmedai aber blieb ganz unbewegt dabei und zeigte keinerlei Erstaunen. Als sie am Ziele waren, bat Benaja den Dämon, ihm sein Verhalten zu erklären. Aschmedai erwiderte: „Die Hochzeit stimmte mich traurig, weil ich weiß, daß der Bräutigam in wenigen Tagen sterben soll und die junge Frau bald eine Witwe sein wird. Über den Mann, der Stiefel haben wollte, die sieben Jahre halten, mußte ich lachen; auch er hat keine sieben Tage mehr zu leben und richtet sich so ein, als gäbe es keinen Tod. Der Zauberer machte nur törichtes Blendwerk, aber die wahren Geheimnisse des Bodens waren ihm verborgen; denke nur, an der Stelle, wo er saß, ist tief in der Erde ein Schatz vergraben, und er wußte es nicht – er hätte lieber seine Kunst dazu verwenden sollen, zu erkennen, was in seiner nächsten Nähe steckt!“

Quellen und Anmerkungen

- I. 1. Pirke Rabbi Elieser XI; M. J. bin Gorion, Sagen der Juden I, 101. – 2. Midrasch Bereschit rabba V, 10; Sagen I, 14. – 3. Pirke Rabbi Elieser XII; Sagen I, 115. – 4. Talmud (Awoda Sara 8a); Sagen I, 105. – 5. Midr. Bereschit rabba V, 1; Sagen I, 199. – 6. Midr. Lanchuma, Chajje Sara I; Sagen II, 325.
- II. 1. Pirke Rabbi Elieser XI; Sagen II, 17. – 2. Aramäisches Targum scheni zu Esther 1, 2; M. J. bin Gorion, Born Judas, Nr. 13. – 3. Aus dem jüd.-deutschen Maasse-Buch; Born, Nr. 24. – 4. Bearbeitung aus dem Alexander-Roman im Talmud (Tamid 32b); Born, Nr. 38.
- III. 1. Verbreitete Volkserzählung „Maasse Bustanai“ (B. wirkte im 7. Jhd. als erster Erilarch unter arab. Oberhoheit); Born, Nr. 210. – 2. Chronik „Schalschelet ha-Kabbala“ des Ibn Jachja (Held ist Mose b. Nachman aus Gerona, 13. Jhd.; Ähnliches wird auch von Maimonides erzählt); Born, Nr. 239. – 3. Martyrienbuch „Schewet Jehuda“ des Ibn Berga (die Geschichte gilt als Quelle der von Boccaccio u. Lessing bearbeiteten Ringparabel); Born, Nr. 253. – 4. u. 5. Mainzer Sagen, etwa aus der Kreuzzugszeit, in „Schalschelet ha-Kabbala“ und anderswo (das Amnon zugeschriebene Gebet „Unetanne Tokof“ im Mussaf von Rosch ha-Schana; die Amram-Legende wird von einer christlichen St. Emmeram-Legende abgeleitet); Born, Nr. 233–234.
- IV. 1. Talmud (Baba Batra 58a); Born, Nr. 101. – 2. Midr. Lanchuma, ed. Salomon Buber, Einleitung S. 68; Born, Nr. 135. – 3. Pessikta de-Raw Kahana XI; Born, Nr. 127.
- V. 1. Talmud (Nedarim 62a); Born, Nr. 77. – 2. Moralfbuch „Raw ha-Zaschar“ des Zwi Koidanower VII; Born, Nr. 140. – 3. Midr. Mischle zu Prov. 31, 10; Born, Nr. 86. – 4. Volksbuch „Sefer ha-Zaschar“, Venedig, S. 40b; Sagen II, 258.
- VI. 1. Jüdisch-deutsche Esther-Paraphrase (Grünbaum, Chrestomathie 215); Born, Nr. 3. – 2. Chibbur Tasse des Nissim ben Jakob (vgl. Koran, Sure 18); Born, Nr. 102. – 3. Talmud (Taanit 23a). – 4. Talmud (Gittin 68a); Sagen V, 176, 178.

Inhalt

Aus der Urzeit

1. Adams Leib	3
2. Die Bäume und das Eisen	3
3. Der Schlaf	3
4. Die erste Nacht des ersten Menschen	4
5. Der Lobgesang der Wasser und die Sintflut	5
6. Die Merkmale des Alters	6

Königsgeschichten

1. Die zehn Könige	7
2. Das Rätsel	8
3. Die Schachpartie	8
4. Das Auge	10

Exilsagen

1. Bustanai	11
2. Die wundersame Meerfahrt	13
3. Die zwei Edelsteine	13
4. Rabbi Amnon	14
5. Der Sarg Rabbi Amrams	15

Recht und Unrecht

1. Der würdige Sohn	16
2. Der wahre Bräutigam	17
3. Der Zehnt	19

Ermahnungen

1. Rabbi Tarfon	20
2. Hochmut	21
3. Beruria	21
4. Abraham und Ismael	22

Frage und Antwort

1. Das verlorene Geld	24
2. Josua ben Levi und der Prophet Elia	26
3. Abba Chilkija	28
4. Benaja und Aschmedai	30